

Meinrad Peterlik

Essays für das

Wiener Journal

Herausgegeben von Jörg Mauthe

1981-1996

Inhaltsverzeichnis

Die Wiener Küche – ein politisches Credo (Nr. 7/1981)	2
Drei Kohlestücke (Nr. 25/1982)	4
Die Entmaterialisierung Österreichs – ein Unfug (Nr. 26/1982)	5
Die notwendige Verlegung Wiens ans Mittelmeer (Nr. 36/1983)	7
Das Schicksal Österreichs – ein österreichisches Schicksal (Nr. 57/1985) ...	10
Kein Mitleid mit Busek! (Nr. 87-88/1987)	12
Das Ende der Ringstraße (Nr. 89/1988)	13
Der Triumph des Formalprinzips (Nr. 195-196/1996)	15



Die Wiener Küche — ein politisches Credo



Von Meinrad Peterlik

»Wie kann man ein Land regieren, das 247 Käsesorten herstellt?« Mit Recht hat der französische Präsident Charles de Gaulle diese kulinarische Vielfalt als Ausdruck eines politischen Pluralismus gedeutet, der sich den Intentionen seiner Präsidialdemokratie widersetzt.

Kulinarische und politische Parallelen sind — wie am Beispiel Käse besonders leicht ersichtlich oder besser gesagt erschmeckbar — jeden-

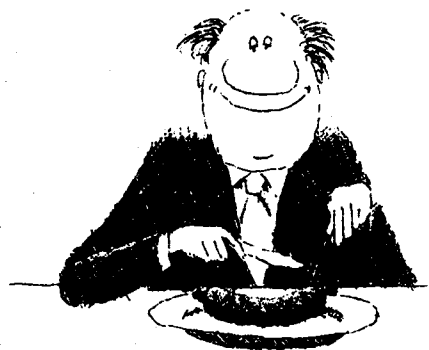
bei uns nur um Palatschinken und Tatschkerln geht.« Nicht nur — und manches Mal geht's nicht anders.

In einer Zeit, in der die gastronomische Konsequenz der politischen Ideologie des »Ein Volk, ein Reich, ein Führer!« bekanntlich »Ein Volk, ein Reich, Ein-Topf!« lautete, da mußte die Wiener Küche, mit ihrer ganz zu Unrecht immer wieder in Zweifel gezogenen Originalität, zur politischen Herausforderung der im wahren Sinne des Wortes »schrecklichen Vereinheitlicher« werden. Rudolf Weys hat in einer für das Wiener Werkel verfaßten Cabaretszene diesen Gegensatz in ein semantisches Mißverständnis gekleidet: Wenn »Ein Bafleisch!« für »Einbahnfleisch??« gehalten wird, kann der Weg nur noch zu oben erwähntem Eintopf der Diktatur führen, denn Politik,

das heißt Demaskierung — weniger der vorgetäuschten Wirtschaftslage als der Einschätzung des Menschen durch das politische System, das ihm jedes qualitative Bedürfnis abspricht. Folgerichtig heißt daher eine »liberale« Spielart (das Spiel bleibt grausam genug) des (Panzer)Kommunismus nach einer in Budapest gehaltenen Rede Chruschtschows auch »Gulyaskommunismus«.

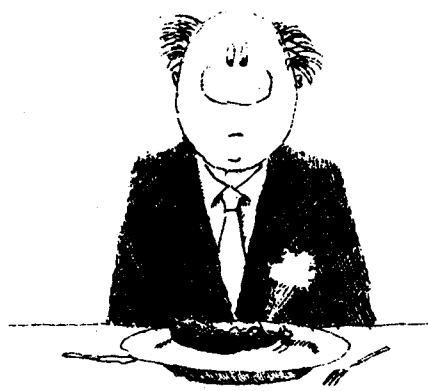
So dringt die Sprache der Küche in die Politik ein, und die Speiszetteln erheben die Absichten der Ideologen. In unseren Breiten laden die Fußmaroden der Neunundsechziger-Revolution mittels Flugblatt zur Institutsbesetzung und zu »Bier, Würstel und Cola«. Na, Mahlzeit! Wenn nun schon das persönliche Wohlergehen der »Kinder von Marx und Coca-Cola« von derartigen Produkten multinationaler Lebensmittelkonzerne abhängt, die sie als Charakteristika jener Gesellschaftsordnung erachten, die sie verändern wollen, dann kann man sich vorstellen, wie grauslich die klassenlose Glückseligkeit schmecken wird. Auch hier muß dann das Abweichen von der kulinarischen Normierung durch die Pflege einer humanen Küchentraktion zum elitären Verbrechen an einem System werden, für das die Prinzipien der Wiener Küche einen verabscheuungswürdigen Sünden katalog bilden würden.

Das ist ja auch das Dilemma der Anarchisten: Einerseits sind sie zum Überleben auf die Produkte der kapitalistischen Konsumordnung



falls im Wortsinn, aber nicht nur in diesem, ein delikates Problem; denn: Haben oder hatten nicht die Länder mit der reichlichsten Käseauswahl die größte Zahl von Regierungskrisen? Man denke an Frankreich vor de Gaulle, man denke besonders an Italien! Und bringt die Mannigfaltigkeit in der Käseherstellung nicht auch einen betonten Partikularismus in Form des »Kantönligeistes« mit sich?

Man könnte froh sein, daß Österreich von derartigen Problemen weitgehend verschont geblieben ist, weil das Land in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte es verabsäumt hat, wenigstens fünf eigenständige Käsesorten zu erfinden. Zum Plagiat des Gorgonzola hat es gerade noch gereicht, doch seine Benennung als »Österzola« läßt schon das Fehlen jeglicher Phantasie sogar bei der Fälschung erkennen. Doch so recht froh kann man über diese Mangelercheinung im kulinarischen Bereich nicht werden, denn das würde ja bedeuten, daß es mit unserer politisch-demokratischen Kultur auch nicht weit her wäre. Sollte Anton Kuh recht haben, der behauptete: »Die Wiener Volksseele kennt nur eine Sehnsucht nach dem Aufstuf, sei es Straßen- oder Reisaufstuf«. Bei einer derartigen Veranstaltung zur Ausrufung der Republik war er, von den Hoch!- und Nieder!-Rufen inspiriert, »versucht zu rufen: Hoch die Palatschinken! Nieder mit die Tatschkerln!«, denn er war der Meinung: »Und wenn mich auch der freie und nationale Geist steinigt, ich glaube noch immer, daß es



Küche und Sprache stehen untereinander in enger Beziehung.

Der eben zitierte Rudolf Weys erzählte gern von einem Freund, der in der Nazizeit eines Tages vom Naschmarkt nach Hause kommend ein spärlich gefülltes Einkaufsnetz mit den verächtlichen Worten auf den Tisch warf: »Da habt's die ganze NS-Gurkenschaft!« Die kleine Endsilbe, als Charakteristikum einer politischen Geisteshaltung, hat die »tausend Jahre« überlebend ihren Weg von rechts nach links genommen und feiert nun schon recht ausgiebig in dem Artefakt »Gesellschaft« traurige Urständ. Dort, wo das Wohlergehen eines fiktiven mathematischen Durchschnitts, der den Menschen als Maß aller Dinge verdrängt hat, Kriterium politischer Orthodoxie ist, ist die auf jeder Speiskarte zu findende Angabe über die servierte Mindestmenge an Fleisch Entlar-



angewiesen — denn nur in der Anonymität einer gleichförmig mit »Wienerwald«-Restaurants durchsetzten Landschaft kann man unauffällig leben; würden sie andererseits statt Pamphlete Kochbücher schreiben, so würden sie wohl über die Entdeckung des Menschen die Revolution vergessen. So aber bleiben sie die politischen Gefangenen ihrer kulinarischen Unehrlichkeit.

Für die Identität von politischer und gastrono-

mischer Moral lassen sich auch andere Beispiele anführen. In Grillparzers »Weh dem, der lügt!« versucht der Küchenjunge Leon auf gewaltlose Art die Befreiung des als Geisel festgehaltenen Atalus. Es ist das (Geisel-)Drama der Auseinandersetzung zweier Systeme, die sich auf verschiedenen Stufen der politischen und Eßkultur befinden. Die politischen Gewohnheiten des Grafen Kattwald, der als Verfechter der brutalen Gewalt vor Geisel- und Kindesmord nicht zurückschreckt, spiegeln sich in seinen Eßgewohnheiten wider, denen natürlich jede Spur von Menschlichkeit und Individualität fehlt: »Hier nährt man sich, der Franke nur kann essen!« muß Leon erkennen. Aus der Inkompatibilität der Küchen ergeben sich auch die politischen Verständigungsschwierigkeiten, die durch keinen Kompromiß zu überbrücken sind. Der Erfolg der Mission Leons stellt sich ja erst dann ein, wenn die verbale Aufrichtigkeit nicht mehr der vordergründigen Täuschung dient, sondern Ausdruck einer existentiellen Wahrheit ist. Wo diese Identität nicht gegeben ist, wird Kunst zu Kitsch, wie am Beispiel von Architektur und Malerei in Diktaturen leicht zu ersehen ist, werden Tafelfreuden zu Ernährungsverdröhllichkeiten.

Nicht nur in Architektur, Musik und Malerei spiegelt sich die Situation der Menschen und ihrer Umwelt wider. Der Untergang Österreichs durch den Fremdenverkehr, von der Regierung tatkräftig unterstützt, kündigt sich in der Verhüttelung des Landes, in der Idee der Weltstadt Wien und ganz besonders in den Speisekarten der Gasthäuser und am täglichen Küchenzettel der Familien an. Die Fesselung der Phantasie durch Subvention und Kommission führt zum Niedergang von Architektur ebenso wie Kochkunst, und läßt ein ganzes Volk zu Fernsehern werden (nicht umsonst wird in Österreich dieses Wort synonym für den dazu konstruierten Apparat gebraucht), deren höchstes Gefühl es ist, bei den Abendnachrichten das vorher im Werbefernsehen angepriesene Kunststoffutter zu pampfen. Wen wundert's, daß bei einer derartig herabgesetzten kulinarischen Sensibilität die Leute auch politisch allerhand und aus aller Hand fressen: Bauring, Reichsbrücke, Flötzersteig, AKH. Mahlzeit.

Gegen dieses Eintopfgericht hilft nur eine Haltung, die — wie dieses Blatt am Schnittpunkt zwischen liberal und konservativ angesiedelt — ihren Ausdruck in der gelebten Wiener Küche findet. Der allgemeine Sittenverfall ist ja schon so weit fortgeschritten, daß man bei der Bestellung eines Gspritzten immer wieder die Frage hört: »Weiß oder rot?« (»Schwarz oder Rot?« war zur Zeit der großen Koalition wenigstens noch eine Frage nach der Gesinnung und damit der Beweis, daß es so etwas auch gegeben hat. »Weiß oder rot?« ist ja nicht die Unterstellung einer unverschuldeten physiologischen Geschmacklosigkeit, sondern vielmehr die Apperzeption eines unentschuldbaren, sich bei der Speise- und Getränkewahl nur allzu deutlich zeigenden Unvermögens zur Unterscheidung der Geister.) Dieser Verlust der Kriterien und damit der Fähigkeit zur Kritik führt soweit, daß Wirte es wagen können, ein beliebiges Stück gesottenen Rindfleisches als Tafelspitz anzubieten; daß ein Wiener Schnitzel auch »vom Schwein«, wie es auf modischen Speisekarten heißt, sein kann — vielleicht weil die Brösel aus Wien sind; daß man dem Gast

bereits »grüne Bohnen« anbieten kann, ohne daß dieser den Hofrat Petuely von der Verschimmelungsgefahr in der Gasthausküche verständigt; daß vorgeblich eine ganze Schweineherde zur Bereitung eines »Schweinebratens« verwendet werden kann; und so weiter...

Diese Beispiele der herrschenden Gesinnungslosigkeit zeigen an, daß heute nicht nur alles gesagt und getan, sondern auch noch gegessen werden kann. Die Abwendung von der Qualität über die Nivellierung zur Niveaulosigkeit hat ihr Pendant im Verfall der Küchensprache. »Die Landessprache einer Küche ist nicht nur das Siegel der Authentizität, der Echtheit, es ist auch der Ausdruck der Liebe, der Überzeugung. Wer dagegen sündigt, verliert an Glaubwürdigkeit!« (Franz Maier-Bruck, Das große Sacher-Kochbuch); oder mit Grillparzer: »Weh dem, der lügt!«.

Politische, intellektuelle und kulinarische Redlichkeit sollten die Kriterien der Auseinander-

setzung sein, wobei die »Hauptkampflinie«, wie Herbert Krejci in einer der letzten Nummern dieses Blattes so richtig bemerkte, nicht im »Sacher« liegt; die Entscheidungsschlacht beginnt in den Häferln und Reindln und endet in den Hirnen — oder auch umgekehrt? Da heißt es, Liberalität und Phantasie mit Kompromißlosigkeit im Grundsätzlichen verbinden, mit Freude an der Verwandlung, am spielerischen Weiterentwickeln sich an die gegebene Situation anzupassen und die historische Tradition zur Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber zu verwenden. So ist die Wiener Küche entstanden, so appelliert sie nicht nur an Intellekt und Geschmack (in jeglichem Sinne), sondern verlangt Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit als Grundlage demokratischer Lebensform und Freiheit.

Dr. Meinrad Peterlik ist Dozent für Pathologie an der Universität Wien.

Puch Mistral

-läuft schnell wieder Wind

Umsatzen auf eine neue Dimension. Eine neue Dimension in Schwelligkeit und Fahrgefühl. Mit Höchstleistung und nicht vergleichbar. Das Puchmistral. Einmalig. Unvergleichbar. Sieh in einer neuen Dimension. Keine Zeit zum Überleben.

PUCH

Daß der Österreicher sein Vaterland liebt, und viele Ursachen findet es zu lieben, bestätigen mehrere Umfragen der letzten Jahre. Wie sympathisch findet er aber die einzelnen Bundesländer?

Dieses vergleichsweise freundliche Problem kratzte eine Repräsentativuntersuchung bei 1.500 Österreichern (1981/1982) an (daß sie ihm »auf den Grund ging«, wäre eine branchenübliche Übertreibung). Ausgeklammert wurde dabei das Sympathieurteil der Bewohner des jeweiligen Bundeslandes. Denn daß die Steirer die Steiermark und die Tiroler Tirol hochjodeln bzw. jubeln, konnte erwartet werden; und die Einwohnerzahl eines Bundeslandes sollte das Gesamtergebnis nicht verzerren.

Vorweg: Sympathisch sind sie alle, alle!! Ein laues oder gar abfälliges Urteil findet sich selten. Und schon gar nicht, wenn man die Urteile der

Salzburg ist am beliebtesten

5stufigen Skala (1 = sehr sympathisch bis 5 = sehr unsympathisch) mittelt. Oh Mathematik, Mutter der poststabilisierten Harmonie, Glätterin aller kleiner Risse! Und doch! Bringt man die Bundesländer in eine Rangordnung der Beliebtheit, ergeben sich kleine Unterschiede. Diese sehen dann so aus:

	Mittelwert
1. Salzburg	1.7
2. Tirol	1.8
3. Kärnten und Steiermark	1.9
4. Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich	2.0
5. Vorarlberg	2.2

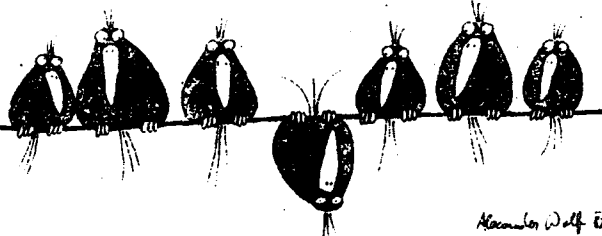
Salzburg an der Spitze? »Natürlich« werden die Salzburger sagen. »Ja aber nur, weil viele Österreicher das Salzkammergut zu Salzburg rechnen« werfen die Oberösterreicher ein. Und Tirol verdankt den Spitzenplatz seinen Bergen und Kärnten den seinen den Seen; die grüne Mark wird wegen ihrer vielfältigen Reize geliebt — von der Weinstraße im Süden bis zum Dachstein.

Die Viertel-Länder (Innviertel, Mühlviertel, Wald- und Weinvier-

tel usw.) habens etwas schwerer als ein Land geliebt zu werden. Wer kennt schon wirklich alle ihre Winkel? Letzteres gilt wohl auch von den Teilseeländern Burgenland und Vorarlberg. Man kennt sie wohl aus der persönlichen Anschauung des »Österreichbilds« (19.00—19.25 Uhr FS1) und nur selten aus erwandelter Erfahrung. Und dennoch liebt man sie.

Und Wien? Die Beliebtheit Wiens haben wir noch nicht erhoben. Aber wir werden es im nächsten Jahr tun. *Wer den genauen Mittelwert errät* (dieser kann zwischen 1.0 = sehr sympathisch und 5.0 = sehr unsympathisch liegen), *gewinnt eine Gratisbahnfahrt 1. Klasse an einen beliebigen Ort im beliebtesten Bundesland.* Allerdings erst Anfang 1983. (Einsendeschluß Silvester 1982)

Rudolf Bretschneider



Warschau nach dem 31. August

Drei Kohlestücke

Polen erregt — scheint's — Furcht. Auf die Bemerkung, daß man in einigen Tagen nach Warschau fahren werde, kommen immer wieder dieselben ängstlichen Fragen: »Jetzt?« — »Nach Polen — unter diesen Umständen?« — »Was macht denn dort überhaupt, in Polen?«. Auf die Gegenfrage, was einen denn dort erwarten, was einem widertfahren könne — keine Antwort.

Nach der Rückkehr dann der Chor der Frager: »Na, wie war's? Merkt man was?« Ich kann die Frage nicht mehr hören und nicht beantworten — schon gar nicht den obengenannten Inselbewohnern, die solche wirklich zu sein vermeinen und es bleiben wollen. Natürlich merkt man nichts — was soll man denn auch schon merken? — wenigstens nicht auf den ersten Blick. Der Fremde muß erst schauen lernen. Die Barrikaden sind weggeräumt, die Wasserwerfer natürlich nicht mehr zu sehen. Die Begrüßung am Flugplatz: voller Freude, daß es wieder — oder noch? — möglich ist, nach Polen zu kommen. Polnische Gastfreundschaft verbietet es, dem Gast die unangenehmen Seiten des Lebens zu zeigen: Weißt Du, es gibt keine Krise, Du wirst nichts davon merken! Natürlich nicht, was soll man denn auch schon merken? Die Knappheit in der Versorgung mit dem Alltäglichen? Die hat es bei früheren Besuchen auch schon gegeben. Den Unterschied zwischen wenig und noch weniger überspielen die Gastgeber meisterhaft.

Der Fremde muß erst schauen lernen, dann sieht er so manches auf dem Weg zum Siegesplatz: Statt

der früher üblichen Doppelpatrouillen der Polizei zieht nun ein Sechszug aus Polizei und Militär durch die Innenstadt — von niemandem beachtet. Wer wohl kommandieren mag? Das Funksprengerät trägt jedenfalls der Anführer der Soldaten. Ein Symptom für die Herrschaftsverhältnisse im Land?

Polizisten und Soldaten tragen gleichermaßen Maschinenpistolen mit aufgesteckten Bajonetten: Polen erregt — scheint's Furcht. Und dann der Siegesplatz: Man muß ihn sehen, obwohl man weiß, daß das Blumenkreuz längst weggeräumt ist; der Platz ist ein Begriff geworden. Dort war es, wo der Papst inmitten Tausender damals die Messe gefeiert hat. Mit unklarer Erwartung, aber in unwiderstehlichem Zwang biegt man in eine kleine Gasse ein, die zum Siegesplatz führt — und dann: Nichts! Es ist nichts zu sehen. Und doch schaut man plötzlich: Komödientenspiel der Machthaber mit der Tragik ihrer Untertanen. Es ist nichts zu sehen, außer ein weites leeres Areal, eingezäunt mit einem halb hohen Bretterzaun, darin eine einzelne verrostete Baumaschine, beglort von der Fassade des Internationalen Hotels Viktoria. Die Behörden haben das Zeichen des Protests wegräumen lassen und

zum Hohn die Begründung gegeben, daß der Straßenbelag erneuert werden müsse. Jetzt aber spricht gegen sie die Öde und Leere des Platzes, die Sinnlosigkeit der Bretterwand entlarvt ihre wahren Absichten.

Polen erregt — scheint's — Furcht, denn das Blumenkreuz mußte im Schutz einer Kirche in der Nähe des Schlossplatzes halb versteckt werden. Und auch dort muß man schauen lernen: Man sieht im ersten Augenblick nur das Kreuz, ein paar brennende Kerzen, Bilder von Kardinal Wyszyński und Lech Walesa; links und rechts, ebenfalls aus Blumen gebildet, das Urchristen-Zeichen des Erlösers und das »M« als Symbol Marias. Doch der Begleiter muß mit Erklärungen helfen: Die Blumen, die das Chi und Rho bilden sollen, sind eigentlich mehr in Form eines Ankers ausgelegt — Polen hofft. Aber das Bild des Ankers kann auch als ein »P« gesehen werden, das auf einem »W« (walka, Kampf) steht: das Symbol des Warschauer Aufstandes 1944 — Polen kämpft. Die Leute, die dicht um das Kreuz stehen, scheinen das alles zu verstehen. Sie bleiben lange stehen, stumm, sprachlos. Sie verstehen auch, was die drei Kohlebrocken sagen, die am Fuß des Kreuzes liegen. Sie er-

innern an das Leben und den Tod der drei Bergleute, die in Lubin am 31. August bei den Demonstrationen gegen das Kriessrecht erschossen worden sind. Neben den Kohlestücken liegt eine kleine Kupfertafel, in die der Name dieser Stadt im bekannten Schriftzug der »Solidarnosc« eingehämmert ist. Das ist kein symbolischer Protest mehr, wie man vielleicht meinen könnte, das ist Protest durch Symbole, ergreifend und bewegend, der mehr sagt als Demonstrationen, Aufmärsche, Reden und Transparente. Die Anklage, die in den drei Kohlestücken und in den brennenden Kerzen liegt, die sie umgeben, ist überdeutlich, klar und lesbar wie ein Menetekel an der Wand. Drei Kohlestücke sagen alles über das Denken, Fühlen und Sprechen der Menschen und über die Situation, die sie zu solchem Handeln zwingt.

In der Nationalen Porträtgalerie im Schloß Wilanów, der Residenz Jan Sobieskies III., zeigt man die Bilder von Damen der Gesellschaft, die sich — nach der blutigen Unterdrückung des letzten Aufstandes gegen das zaristische Regime im Jänner 1863 — zum Zeichen der Trauer nur noch schwarz kleideten und zum Zeichen des Protests statt ihres Juwelschmuckes nur eiserne Ketten trugen. Wiederholt sich die Geschichte? Wird der stumme Protest wieder für Jahrzehnte vergeblich sein? Es ist schwer in diesen Tagen über Polen zu schreiben, ohne die Hoffnung zu haben, daß dieses Land noch immer nicht verloren ist.

Meinrad Peterlik

Die Entmaterialisierung Österreichs — ein Unfug

Betrachtungen über den Verlust von Geist und Form.

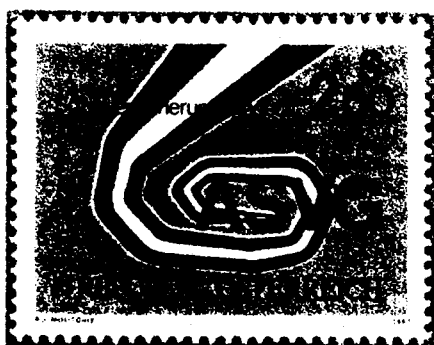
Von Meinrad Peterlik

Wenn wir »mit Fug und Recht« sagen, wissen wir zwar nicht mehr, was Fug ist; wir können nur mehr aus dessen Negation, dem Unfug, erahnen, was das ist, was wir füglich (aha!) mit Recht verbinden. Wir spüren aber doch, daß die beiden Begriffe rechtens (sic!) zusammengehören, einander bedingen. Im selben Verhältnis zueinander müssen daher auch ihre Gegenteile stehen: *Unfug und Unrecht*. Von da besehen, ist »Unfug treiben« gar nicht mehr harmlos, bedingt es doch Unrecht tun, ja mehr noch: Die dynamische Dimension des Wortes »treiben« muß einem geradezu existentielle Angst vor dem Unfug einjagen. Wehrlos steht man zudem den Unrechts- und Unfugsfolgen gegenüber; und weil letztere nicht wie die ersteren nur der Kategorie des Moralischen, sondern auch der des Idiotischen angehören, sind sie meistens nicht mehr rückgängig zu machen. Diese Irreversibilität der Entscheidung und Entwicklung zum Unfug muß daher als Urgrund der abendländischen Frustration betrachtet werden. Wenn 1,3 Millionen Unterschriften schon den Baubeginn des Konferenzzentrums in Kagran nicht verhindern können, wieviel Unterschriften wären dann zur Beseitigung der Flaktürme in Wien notwendig? Nicht auszudenken — im Wortsinn; daher: ausweglose Frustration!

Oft genug manifestieren sich Unfug und Unrecht, wie die obgenannten Beispiele von Konferenzzentrum und Flaktürmen zeigen, besonders eindrucksvoll in Beton; weit öfters ist dieses und anderes (Bau)material, Materielles in vielfältigen Formen, nur mehr für wenige augenfällig — und daher für die Allgemeinheit umso unauffälliger — wirklich *pars pro toto*, wobei das *totum*, die (Bau)sünde keineswegs aus der konkreten (*concrete*, engl: *Beton*) Struktur besteht, sondern die »Idee« und Gesinnung, die oft genug Ideenlosigkeit und daher eigentlich Gesinnungslosigkeit ist, meint, die — Geist und Form verhöhnend — die Bereiche unseres öffentlichen Lebens durchdringen, wofür im Folgenden einige Beispiele genannt seien.

Plädoyer für geistigen Umweltschutz
 Da es bei uns fast nur wenig Einsichtige und daher nur wenige Einsichtige gibt, werden nur manche gewahr, daß die größten materiellen Verluste in Österreich durch den Fremdenverkehr entstehen. Hier eine keineswegs vollständige Liste der Materialien, die wir dem Moloeh Fremdenverkehr bereits geopfert haben: *Die Jahreszeiten*: Wir kennen nur mehr *Saisonen*, Fremdenverkehrssaisonen natürlich. Natürlich? Wer muß denn schon im Sommer ski»laufen« gehen oder skifahren oder heißt es schon skifahren laufen (von: Ich laufe mal hoch. Ja, wie machen S' denn das?). Mit dem Verlust des Gefühls für das Klima, für die Un-

terschiede in der Atmosphäre, kam uns offenbar auch das Gespür für das Atmosphärische abhanden, was sich — wie obiges Beispiel zeigt — unmittelbar als Verlust des Gefühls für *die Sprache* zeigt. Wir sind nicht nur ein Volk von Ski»läufern« und sogar Fuß»gehern« geworden, sondern auch eins von Zu»sehern«, die den Unterschied zwischen Nachschauen und Nachsehen nicht mehr kennen und daher keine Nachsicht verdienen. Zu einer Zeit, da unsere Zeugnisse die Rubrik »Unterrichtssprache« aufwiesen, haben wir wenigstens noch Deutsch gelernt; jetzt, wo derselbe Gegenstand »Deutsch« heißt, lernen sie nur mehr eine von *verfremdeten* Speisarten geprägte Fremdenverkehrseinheitssprache. Kein Wunder, daß wir, nachdem wir uns der Möglichkeit begeben haben, unsere unmittelbare Umwelt als solche zu erfahren und sie — auch



sprachlich — zu gestalten, uns um die *Reinheit* unserer mittelbaren Erfahrungswelt Sorgen machen müssen. Wenn man die finanziellen Kosten addiert, die für Gewässerreinigung, Fäkalien- und Mistbeseitigung während und nach der Fremdenverkehrs»saison«, die sich ja nicht oft genug über das ganze Jahr erstrecken kann, notwendig sind und daher durch Subventionen aufgebracht werden müssen, gar nicht erst eingerechnet alle anderen Erschließungskosten (Straßenbegradigungen, Brückenbau, Stromversorgung, Seilbahnbau und Festspiele), so wird man leicht ersehen können, daß der Fremdenverkehr der größte defizitäre Staatsbetrieb ist, der eine Umwegrentabilität im »wahrsten« Sinne des Wortes nur in der Art aufweist, daß ein geringer Teil des von uns allen aufgebrachten »cash flow«, wie man jetzt so schön sagt, auf seinem Fluß ins Defizit den Umweg über einige Handkassen und Gehaltskonten nimmt und damit dem ganzen Unternehmen einen Hauch von Rentabilität verleiht. Die Vernichtung unserer Wälder mittels »sauen Regens« zeigt, daß die konzentrische Zer-

störung unserer Außenwelt schon an deren äußeren Schichten angelangt ist, denn lang bevor wir Autobahnen durch Wohngebiete gebaut haben, haben wir unsere innere Außenwelt oder besser äußere Innenwelt in ebenso *eindringlicher* Art durch Wohn-, Wohnbau- und Bauformen dekultiviert, wie man in den im Land zahlreich verstreuten Einbauküchen, Glotzfenstern, Glasiegeln und den daran befestigten Hütteln leicht erkennen kann. Durch den Verlust der Kultur sind wir unzivilisiert geworden — wir können nicht mehr als *cives* handeln, da wir kein Territorium mehr dafür zur Verfügung haben; der Mensch, ursprünglich angeblich ein *zoon politikon*, ist keines mehr, da er seine Umwelt entfremdet und verkehrt = *fremdenverkehrt* hat und, aus ihr desintegriert, sie nicht mehr gestalten kann; er ist endlich regierbar geworden und kann nun ein berechenbarer Teil der »Gesellschaft« werden, deren Notwendigkeiten sich nun beliebig manipulieren und definieren lassen. Persönlich braucht er nur mehr Subventionen, Interventionen und Kommissionen — *warum sollt er denn was anderes wählen?*

Otto-Mauer und Bad-Ischl

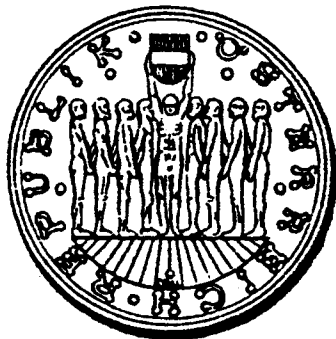
Die Erscheinungsformen des Unfugs, an dem Österreich zugrunde geht, können manchmal auch sehr subtil sein, besonders wenn sie, wie das folgende Beispiel zeigt, als Bindestriche auftreten, denn Bindestriche ersetzen das Denken. Die Sprache der großen Demokratien England und USA erlaubt daher die Verwendung von Bindestrichen nur im Notfall. Bindestriche werden einerseits dann gebraucht, wenn die Fähigkeit zum integrativen Denken in Begriffen verschwunden ist und auch politischer inopportunity wäre, andererseits die Nivellierung von Inhalten zum Anliegen der »schrecklichen Vereinfacher« wird. Es ist zwar lustig zu lesen, daß z. B. das Hauptgebäude der Wiener Universität am Doktorbindestr. 10 steht (wahrcheinlich wird's bald Universitätbindestr. wien heißen); diese Usance sollte eher traurig stimmen, denn sie zeigt nur, daß es vollkommen gleichgültig geworden ist, wo die Universität Wien steht und wer Dr. Karl Lueger war. Wenn ohnehin alles gleichbedeutend gemacht wird, könnte sich der Ferstel-Bau statt am Dr. Karl Lueger-Ring auch am Doktorring, am Karlring, am Karlplatz (das eigentlich erforderliche Schleif-s ist sogar im Weichbild unserer Stadt mit »Schweinebraten und Pfiffelringen« abhanden gekommen) oder anderswo befinden, denn — wer war schon der Dr. Karl Lueger? Am gescheitesten wäre es ohnehin, alle Plätze demokratisch Herrbindestr. 10 bindestr. 10 Platz zu benennen und gegebenenfalls durchzunummerieren. Bad Ischl hatte seinen Reiz, daß es nicht nur

ein beliebiges Ischl wie gleichgütig Ischl oder Igschl war und auch nicht nur ein Bad wie viele andere. Erst aus dem differenzierten Verhältnis von Bad und Ischl wurde es zum Begriff, der seit der Einführung des Badbinderstrichschl nur mehr in der Vergangenheit existieren kann.

Ausgerechnet der »Presse« blieb es vorbehalten (Ausgabe vom 23./24. Oktober 1982) aus Otto Mauer, der wie nur wenige andere in Österreich zur Analyse von Geist und Form und damit zur Unterscheidung der Geister aufrief, einen Otto-Mauer zu machen und damit anzudeuten, daß die Vergabe des gleichnamigen Preises, nämlich des Otto-Mauer-Preises, der erste Schritt zur Unterdrückung des Begriffes Otto Mauer ist.

Volk begnadet für das Schöne: Schön schau' ma aus!

Ob Bindestrich, ob Konferenzzentrum, ob Fremdenverkehr, ob Sprachverfall — je öfter eine Sache ad absurdum geführt wird, wie z. B. die Olympischen Spiele (Berlin 1936, München 1972, Moskau 1980), desto eher wird sie uns oktroyiert werden. Wie schaut denn das Land, wie seine Bewohner aus, in dem das alles passieren kann? Man werfe einen Blick auf die Zwanzigschilling-Münze. Hier leuchtet es einem entgegen, das österreichische Antlitz, gleich neunfach, in Front und Profil, als neunfacher Körper, nackt und häß-



lich, weil jeder Geistigkeit entblößt: »Es ist von außerordentlicher Unterernährtheit, jedoch von teuflischem Behagen gesättigt« (Karl Kraus, Die letzten Tage der Menschheit, IV. Akt, 3. Szene). Numismatische Pornographie als Status- und Staatssymbol! Welcher von den neun ist der Voralberger? Wo ist der Steirer? »Wo ist denn der Bäck? Wo san den de semön, da guglupf d wachauerlawaln de soezschdangaln? Hot denn heit olas de bodschn ausgschdret?! nua de radio, nua de radio, nua de radio... und fia de gebuazzdoxkinda r iwa r ochzk schbün s da r en ana dua des afe maria von gunoo!« (H. C. Artmann, Med ana schwoazzn dintn).

Beim Betrachten der Briefträger

Farben und Formen haben ihr Schicksal, sie können sich z. B. der braunen oder grauen Einfärbung — durch das Grauen der roten Diktatoren — nicht entziehen. Farben und Formen sind das Material des Geistes. Deswegen sind Stillfragen politische Fragen. Der Stil verrät alles: Die preußisch-russische Tellerkappe des Bundesheeres ihre und seine Sinnlosigkeit, das Bl(gr)au der Briefträgeruniformen die Freudlosigkeit unseres öffentlichen Le-

bens, das Einheitsgrau der Wiener Straßenbahner, das diesen ein Aussehen verleiht, dem gegenüber ostdeutsche Grenzwachter geradezu wie Polcinillen und Harlekinen wirken, das Gemüt der Wiener Stadtverwaltung.

Die Post tut ein übriges: Die gelb-schwarze Traditionsfarbe muß überall weichen und einem einheitlichen Gelborange Platz machen. Dreimal dürfen S' raten, wo s' das wieder abgesehen haben! Mit dem Verschwinden der klassischen Form der Bierflasche hat alles angefangen. Stil, Individualität, Geschmack, Tradition und Form, das Material des Hauses Österreich, alles ist aus unserem Leben verschwunden, weil es angeblich strukturellen Überlegungen geopfert werden mußte — ohne daß aber das Bier besser geworden ist, geschweige denn das von der Post verwaltete Telephonnetz funktionieren würde. Unter dem Deckmantel der Funktionalität wurde die Funktion ruiniert; kein Wunder, daß in diesem Lande alles — wenn überhaupt — nur teilweise funktioniert: von der Universität bis zur Sozialversicherung stellt der bürokratische Mechanismus Sinn und Zweck in Frage und wird immer mehr zum autistischen, durch nichts mehr widerrufbaren Unfug...

Zerstörung und Hoffnung — am Beispiel Karlsplatz

Das Lebensgefühl in diesem Staat findet am Karlsplatz statt. Nachdem die Stadtplaner diesen in konsequenter Erfüllung ihrer Funktions- und Funktionalitätspflichten mittels sechsspüriger Autobahnen zerstört hatten, wurde er »begrünt«, bepflanzt — damit es wohl keiner merkt. Was dabei herauskommen mußte, läßt sämtliche Schrebergärten Wiens als Beispiele urbaner Hortikultur ausschauen, besonders wenn man sie mit den Pflanzungen zwischen Musikverein und Fahrbahnrand vergleicht, die einem verdeutlichen was in Wien ein »Pflanz« ist: Nähert man sich dem Gebäude vom Schwarzenbergplatz, so tritt man plötzlich in ein dichtes Gehölz, das jeden Ausblick unmöglich macht — Absicht oder nicht? Feuchtigkeit schlägt einem entgegen wie in einer Au; ach ja, vor der Karlskirche hat man zwecks Motivierung des Ganzen einen Teich angelegt — so paßt ja alles zusammen und trotzdem stimmt nichts: Jedes politische System hat eben seinen eigenen Stil.

Und doch liegt in der Natur, auch wenn sie zur vordergründigen Masquerade der Gesinnungslosigkeit mißbraucht wird, die Hoffnung, wenn schon nicht auf Rettung, so doch auf Milderung des derzeitigen Zustandes, weil die Natur sich selbständig machen kann, ihren eigenen Gesetzen gehorchend. Das haben die Zerstörer nicht bedacht. Als sie das Museum der Stadt Wien am Karlsplatz errichteten, haben sie wie viele andere Hausbauer auch ein paar Bäume gepflanzt, die bis jetzt Gott sei Dank so schnell gewachsen sind, daß man den häßlichen Kasten fast nicht mehr sieht. So geschieht es allenthalben im übrigen Österreich auch. Dekoration entflieht der Sinnggebung durch den Unverstand...

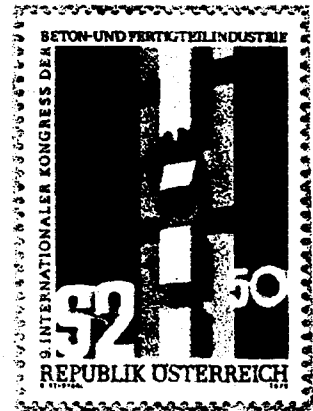
Wenn die Natur die offizielle Fassade und Fassade überwuchert haben wird, dann wird dahinter und in ihrem Untergrund genügend Platz für die »innere Emigration« in Österreich sein: Den Menschen auf der Oberwelt, denen man ihre Identität genommen hat, ist fad geworden. Sie können nur mehr durch

Fern»sehen« künstlich am Leben gehalten werden. Sie gehen alle vier Jahre zur Wahl und wählen denjenigen, der ihnen noch mehr Schulden für ein besseres Programm verspricht. Die Oberwelt ist längst zum unwirklichen Schattenreich ihrer seit jeher einfalllosen Vergangenheit geworden...

In der Unterwelt werden die Emigranten zurückgefunden haben zur Kultur der Sprache, des Essens, der Gärten, des Lesens und lesen Lassens...

Symbole und Wirklichkeiten

Untergrundliteratur wird zirkulieren — wie zum Beispiel das »Wiener Journal«, wo sie's bis dahin auch gelernt haben werden, ernstgemeinte Artikel nicht mit blöden Vögeln zu verzieren: Wirtshäuser wird es geben, wo der Tafelspitz zwar ein Mastochsenfleisch ist, aber nicht jegliches Stück Mastochsenfleisch als Tafelspitz serviert werden kann, weil die Menschen zur Unterscheidung fähig geworden sind; Beiseln wird es geben, wo das Wort »Schweinswien« nicht irgendein Schnitzel auf der Speisekarte bezeichnet, sondern nur das wäre, was es wirklich ist: eine Beleidigung für den Gast, der — im Gegensatz zu den Insassen der Oberwelt — ja nicht von aus der Kloake trinkenden Stadträten beherrscht wird. Formen werden wieder ihre Namen haben: Kaffee kann daher aus Schalen getrunken werden, während man ihn um's Eck wie Millionen andere Fernsehzeher, die heute abend ganz besonders herzlich begrüßt werden, aus Tassen schlürfen muß (»Schweinswien!«). Briefe werden von geheimen Kurieren befördert, weil sie mit schönen Briefmarken frankiert wurden und nicht mit den Scheußlichkeiten offizieller Staatskunst, die uns als schönste Briefmarken der Welt »verkauft« und verkauft werden...



Symbole oder Wirklichkeiten? Nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Politik sind die Übergänge fließend. Wir konnten aus und mit beiden leben, weil ihre Ausprägung in Geist und Form, Wort und Wahrheit, Phantasie und Realität sich in der jeweiligen Situation zwischen unserer historischen Tradition und Zukunft materialisiert und die Dimensionen unserer Identität vervielfältigt hatte. Nicht der Verlust irgendeiner Mitte ist daher zu beklagen, sondern die Auflösung dieser Konnex durch geistige Karenz, die Desintegration des Österreichers aus seiner geistigen Umwelt und damit die Entmaterialisierung unserer Lebensgrundlagen, die uns so arm und uns — nicht nur am Nationalfeiertrag — zu unbeweglich »fitlaufenden« Gliederpuppen macht. □

Die notwendige Verlegung Wiens ans Mittelmeer

Von Meinrad Peterlik

In Wien gibt es *die Berggasse*; niemand findet etwas Außergewöhnliches daran. Warum auch — liegt doch die Betonung zuerst einmal mehr auf dem »die«. Ein wenig ist vielleicht der Schauer des Unheimlichen spürbar, vermag das Wort doch Gedankenverbindungen zu wecken, über den Wohnort Sigmund Freuds — mit der durch ein erfolgreiches Theaterstück popularisierten Hausnummer (»Berggasse 19«) — zu den Bruchstücken einer vereinfacht rezipierten Anschauung über die Macht des Unbewußten. Im Bewußtsein der Wiener aber gibt es die Berggasse irgendwo im 9. Bezirk, zwischen Währingerstraße und Donaukanal... Die Punkte stehen für die Stille, das Innehalten, für das Innwerden der Unmöglichkeit, die in dem soeben Gedachten oder Ausgesprochenen liegt, für den Aufschrei, der daraus und darauf erfolgen müßte, für alle die Vorgänge also, die jedoch aus mangelnder Sensibilität für die Wirklichkeit in Wien (und anderswo) gemeinlich unterbleiben: eine *Berggasse* im Zentrum der Großstadt, der immer wieder Weltstadt werden wollenden Großstadt?

Schlamperei und Apokalypse

Liegt etwa Wien nur deshalb nicht an der Donau, weil seine Mitte ein Berg ist, der den Fluß in der Niederung nur so vorbeirauschen läßt? Und noch dazu, was kann das schon für ein Berg sein, auf den nur ein kurzes Stück Weges, eine *Berggasse*, führt? Die Namensnennung allein, diese sinnlose Verbindung zweier einander ausschließender Begriffe, weist das Ganze als Artefakt aus und könnte so die Absicht der

unbekannten Namensgeber entlarven: Sollte etwa hier die Realität eines Berges bewußt gemacht werden, in dem man die einer »Berggasse« schuf? So ein Pech, daß mit der unmöglichen Begriffswahl das ganze Unternehmen a priori scheitern mußte, obwohl diese Tatsache — zugegeben — bis zum Erscheinen und der Verbreitung dieser Nummer des »Wiener Journal« völlig unbemerkt geblieben ist.

Größere analytische Schwierigkeiten hätte es gegeben, wenn man eine *Bergstraße* in der Gegend benannt hätte; da müßte man nur im Nachhinein noch einen Berg dazu erfinden, von dem man dann noch — zumindest im Lied — den Alserbach herabrauschen lassen könnte, hinab vielleicht ins Liechtenthal, denn so genau nehmen wir es mit der Wirklichkeit ja nicht. Ein bißer! Schlamperei wird schon noch erlaubt sein, die die Wirklichkeit aus dem Absoluten zur täglichen Realität transformiert und sie so scheinbar erträglich macht — so lange man für den Widerspruch keine Sensibilität (siehe oben!) zeigt; denn das ist es ja, was der Wiener als Lebensqualität versteht — so weißes Inge Merkel — die Haltung des »Gemma und sag' ma es war nix« auch noch in Anschauung der Apokalypse bewahren zu können.

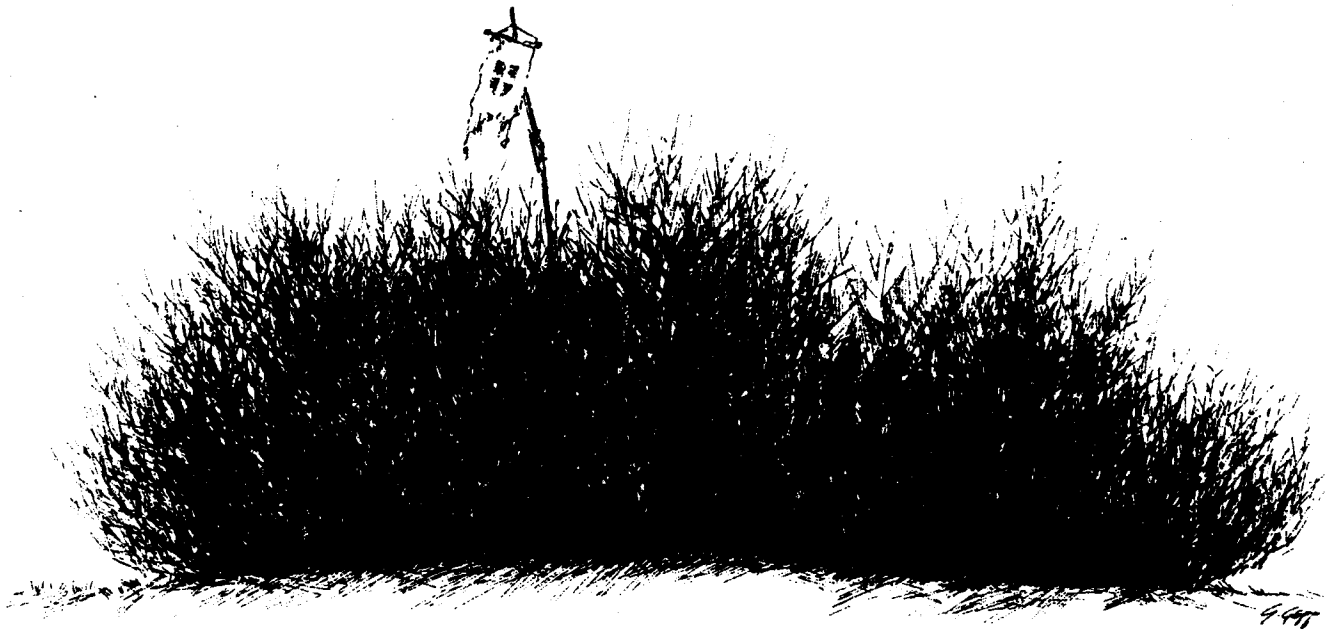
Da phantasievolle Logik (noch) nicht Sache der Wiener Stadtverwaltung ist, bleibt in vielen Fällen der Rückzug auf die scheinbare Korrektheit der Namensgebung; und doch verbirgt sich oft hinter vorgetäuschter Einfalllosigkeit nur aus Dummheit geborene obrigkeitliche Willkür: Im 23. Wiener Gemeindebezirk gibt es eine »Pflaumengasse«, d.h. es gibt sie nicht, sie existiert nicht, sie ist

aber Realität, beurkundet und beschildert, das Sprachempfinden beleidigend, denn eine *Gasse* wurde so genannt mit der »Begründung«, die aus folgendem Grund keine sein kann, daß in dieser Gegend — wohl in den Schrebergärten, d.h. besser Greindl-Gärten — so viele »Pflaumen«-Bäume stehen.

Name und Einbildung

Das Problem von Wirklichkeit und Realität ist keines von Sein und Schein — das bitte nicht zu verwechseln! Pflaumenbäume sind nicht scheinbar Zwetschkenbäume — die gibt es wirklich, erstere wirklich nicht! Nur die Pflaumengasse ist Realität geworden aus den imaginären Sprachkenntnissen eines unbekanntem Machträgers, die durch nichts anderes entstehen (daher: leider nicht scheinbar!) als durch die Einbildung (daher: imaginär und real zugleich von Unwissen), und der daher seiner Frau das Illustriertendeutsch nachplappert, das sich diese beim Friseur erworben hat.

Gibt es eine größere Frustration, als die Sprache der Idioten verstehen zu können? Vielleicht die, sie verstehen zu müssen. Wer immer mit dem Auto von Wien nach Schwwechat fahren will, wo sich Wiens Flughafen befinden soll, hat sich nach den Hinweisen »Budapest Flughafen« zu orientieren. Wer spricht da noch davon, daß Satzzeichensetzung und in weiterer Folge Rechtschreibung und Grammatik Ausdrucksformen von Herrschaftsdenken sind, das seine Erfüllung in der Verhinderung der Chancengleichheit sieht? Gerade das Gegenteil ist der Fall, schaffen sie doch erst die



für die Demokratie notwendige Klarheit der Kommunikation. Es sei denn, man versteht unter Chancengleichheit das Ergebnis einer kollektiven Irreführung durch scheinbare Vereinfachung. Diese besteht darin, daß man eine Teppensprache schafft, die jeder versteht, solange ihr Sinn nur autoritativ interpretiert wird. Wenn alle wie die Trottel Tomaten zu Paradeisern sagen werden (so um 1984), dann heißt Kraftwerksbau in Hainburg Umweltschutz. Soweit wird es noch kommen, daß wir tagtäglich den schrecklichen Vereinfachern zu»haße« unsere Zielvorstellungen ändern müssen, auch wenn wir nur nach Schwelchar

statt nach Budapest fahren wollen: Freiheit, die sie meinen!
Die Materialisierung falscher Vorstellungswelten, die mit der Entmaterialisierung Österreichs einhergeht, (s. vom selben Autor: Wr. Journal Nr. 26. Anm. des Autors, nicht der Redaktion! Die hat den Artikel nicht beherzigt, sonst würde sie nicht falsch gesetzte Bindestriche und die Verwendung der sinnlosen Buchstabenkombination aus b, i, s, l, a, n und g in ihrem Blatt durchgehen lassen!), zwingt alle, die nicht darin leben wollen, zur inneren Emigration, die nicht in eine neue Heimat sondern nur in die Heimatlosigkeit führen kann.

Wer möchte schon in einem Land leben, das stolz darauf ist, eine »Europabrücke« zu haben, die nichts anderes ist als eine einfallslöse Verbindung zweier Autobahnteilstücke und die ansonst ihren »Ruf« nur dadurch hat, daß an dieser Stelle das Tal so tief in die Landschaft eingeschnitten ist. Wer möchte schon in einem Land leben, in dem ein bankrottcs Sozialversicherungssystem die »schönsten« Paläste und ein ineffizientes Gesundheitswesen die größten Krankenhäuser baut, während ein debiler öffentlicher wie auch privater Wohnbau die Menschen in Räume zwingt, deren Größe konzentrierte Häßlichkeit ist.

Urbanum humanum

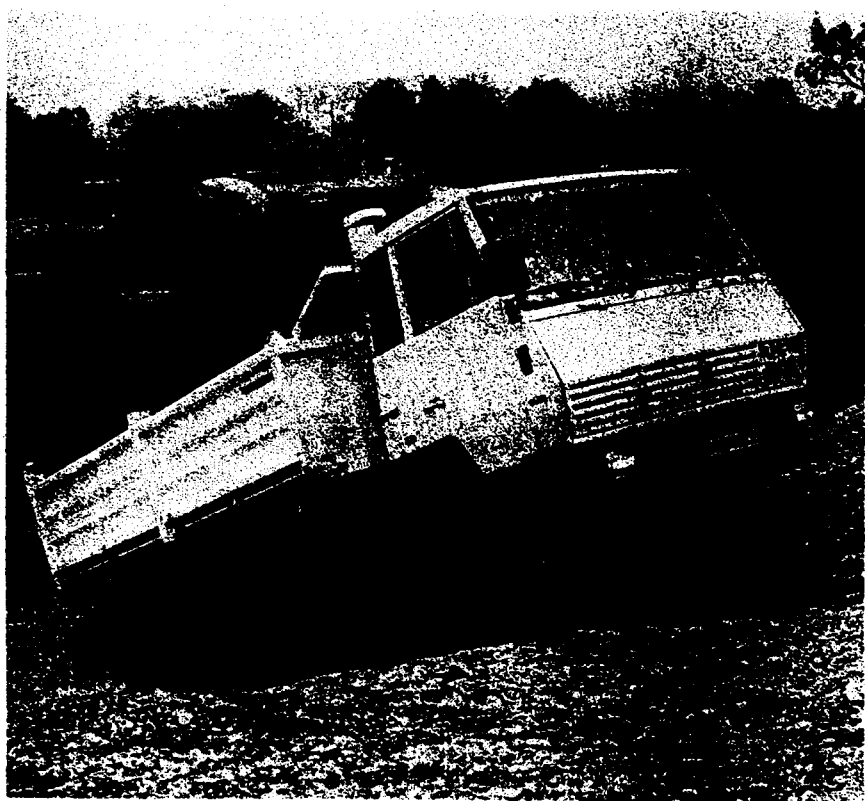
Für Wien heißt das: Die urbane Existenz der Menschen und daher die Existenz der Stadt ist gefährdet. Es ist allerdings zu zweifeln, ob es diese urbane Existenz je erfahrbar gegeben hat. Karl Kraus schreibt dazu: »Als ich kürzlich wieder in meinem geliebten Hainbach war, machte ich eine Entdeckung. Es gefielen mir auch die Wiener, die ich dort traf. Sie störten gar nicht, ja im Gegenteil, sie ergänzten Baum und Wiese vorteilhaft. Sie gehörten zur Landschaft... Zwei Millionen Landbewohner werden auch dann noch keine Großstadt machen, wenn es drei Millionen sein werden«.

Kein Wunder also, daß Landbewohner, ihrer atavistischen Bestimmung folgend, Sehnsüchte ausdrückend, einen Berg und eine Berggasse erfanden, wo es nie einen Berg gegeben hat, wo kein Berg ist und wo auch keiner sein wird — in Ewigkeit. Amen.

Stadt und Berg — zwei Extreme der menschlichen Existenz. Es besteht kein Zweifel: Das Alpine ist älter, materieller = erd- bzw. steinverbunden, wobei der sinnlos als Alpen aufgetürmte, unbehauene Stein gemeint ist. Steinverbunden sein mit dem geformten, behauenen Stein (»Ich bin ein Kind der Stadt«) erfordert das Dazwischentreten des Intellekts, erfordert menschliche Entwicklung hin zur Fähigkeit des Abstrahierens, Differenzierens, raffinierte Kreativität, Autonomie, Loslösung von der Natur, die so einfältig ist, wie Nestroy sie beschreibt: »Sag mir ein Land, wo ich was Neues sehe, wo der Wasserfall einen anderen Brauser, der Waldbach einen anderen Murmlier, die Wiesenquelle einen anderen Schlängler hat, als ich schon hundertmal gesehen und gehört habe. Führ' mich auf einen Gletscher mit schwarzem Schnee und glühenden Eiszapfen... Segeln wir in einen Welttheil, wo das Waldesgrün lilafarben, wo die Morgenröte papiergrün is... Laßt mich aus, die Natur kränkelt auch an einer unerträglichen Stereotypität«.

Umweltschutz heißt daher: sich vor der Umwelt schützen zu können. Dazu haben wir die Stadt. »Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserheizung. Gemütlich bin ich selbst.« (Karl Kraus) Ich brauch' also keine Blumenkisterln vorm Fenster, denn an einer schönen Hausfassade sind sie mir störend und eine häßliche können sie auch nicht fortzaubern. Und wenn es irgendwo bergab geht in der Stadt, versage ich mir mit Leichtigkeit, daß es »Berg« ab geht, und bename die Gegend nicht »Berggasse«. Denn es gibt hier nur einen starken Anstieg, wie der Chronist der Wiener Straßen- und Gassennamen zur Erläuterung schreibt und daher das

Qualität die besteht



LO11

- 8 -



Steyr-Daimler-Puch AG



Wort »Berg« nur unter Anführungszeichen (!) und in Klammer zu diesem Zweck befügt.

Geologisch und geographisch gibt es in der Gegend der so genannten Berggasse in Wien keinen Berg. Geologisch ist in diesem Fall das Eigenschaftswort nicht nur zur Geologie sondern auch und vor allem zur Geologie. Geologie, Geographie, Turnen (als Nebenfach), Philosophie, Mathematik — und wie die Wissenschaften alle heißen mögen — sind die Erscheinungsformen der Geologie. »... Geometrische Mineralie, Physikalie, Mathematik, botanische Philosophie... propologische Physik« sagt Anton Kuh oder »Die Gesamtheit der wahren Sätze ist die gesamte Naturwissenschaft« Ludwig Wittgenstein. Das also ist Geologie, die universelle und Universal-Wissenschaft des irdischen Seins.

Geologisch gesehen kann Wien als Stadt nicht auf einem Berg liegen. Es wäre sonst ein Gebirgsnest. Dies gilt — geologisch — für alle Städte der Welt, mit einer Ausnahme: Jerusalem, die Stadt auf dem Berge. Das Paradoxon muß man erfahren, erleben: sich aus den Tiefen der Ebene des Toten Meeres nähernd, auf dem Berg die Silhouette einer Stadt wie eine Fata Morgana, die man nie »gesehen« hat, zu schauen, die dann umschlägt in die Wirklichkeit. So wird nur einmal auf der Welt die Faszination begreiflich, weil sie geologisch (in beiden Bedeutungen) aus der Tiefe herausgehoben wird.

Rom kommt dem vielleicht nahe; es liegt auf sieben Hügeln. »Norm«alerweise baut man keine Stadt auf einem Hügel (s. vorher); da müssen es schon sieben sein, um dem Unterfangen einen weltstädtischen Anstrich zu geben. Wien, könnte man einwenden, ist ähnlich situiert, liegt es doch auf sieben Stufen des Thetis-Meeres, deren höchste Oberlaa (daher der Name!) ist.

Geologisch gesehen liegt Wien am Meer. Dessen sind wir uns nicht mehr bewußt, denn die Sehnsucht nach dem Maritimen, das bei Österreichs Vergangenheit und Tradition nur das Mediterrane sein kann (vgl. dazu F. von Herzmanovsky-Orlando, Das Gesamtwerk), haben wir profaniert durch die Wertschätzung der Pizzeria, die auf der Tatsache beruht, daß man dort »viel« zu essen bekommt. Je mehr drauf ist, desto besser, egal was.

Das Empfinden für das Meer ist also entschwunden. Ohne Meer gibt es keinen Kurs, den man steuern könnte. Die Stadtentwicklung muß es erliden. Wie anders hätte der Praterstern ausschauen können, als er sich jetzt mitsamt der Praterstraße dem trauernden Auge darbietet; anders als nur eine von vielen ewigen Baustellen Wiens, die alle nur Ausdruck der Kurs-, daher Richtungs-, daher Gesinnungslosigkeit der Stadt sind. Für den Wiener, dem es noch nicht klar ist, sowie für den Nicht-Wiener, sei's erläutert: Auf dem Praterstern steht das Tegetthoffdenkmal. Die aus der Stele herausragenden Schiffsrümpfe markieren die dritte und die höheren Dimensionen des Meeres, Wasserspiegel in verschiedenen Ebenen koexistierend. Wo könnte man das sonst noch erleben? Nicht einmal in Triest. Was aber hat man aus dem Areal gemacht: total verbaut, zubetoniert, Hütterln aufgestellt, Mastenwälder errichtet, die nichts mit Schiffsmasten zu tun haben, sondern nur blecherne Hinweistafeln tragen, unter denen die Automobile wie bei einem überdimensionalen, verbündenden Krockettspiel durchkriechen müs-

sen. Und darüber fährt die Eisenbahn zwischen Reklametafeln...

Das Meer hat sich lange Zeit vorher, gleichsam die Greuel der Zukunft ahnend, zurückgezogen. Freilich, die Stadtplaner wissen nicht, daß es noch existiert; sie fürchten daher auch seine Wiederkehr nicht und werden in ihrer Ahnungslosigkeit immer frecher. Hoffnungsvoll müssen wir daher den Spuren seiner Existenz folgen. Herzmanovsky-Orlando berichtet, daß Achatius von Yb es als letzter gesehen hat, zwar nur in einem »Misttrügel« in Genua, aber immerhin das »echte Meer«, auf dem besagter Tegetthoff »als Bub gelernt hat«. Der Anblick ist dem von Yb zum Verhängnis geworden. Die Furcht vor der Wiederkehr des Meeres bestimmt unser Denken noch nicht, wiewohl die Wiederkehr der Drachen sich ankündigt, die Wiederkehr der Blitze sogar in den Zeitungen angekündigt wird und die Wiederkehr der Erdbeben als ein apokalyptisches Zeichen gedeutet werden darf (dem Gott sei Dank Zwentendorf zum Opfer gefallen ist — es wäre eine Blamage geworden, denn es hätt' nicht funktioniert). Es könnte ja das Kisterl mit dem Meer wieder einmal auftauchen — ganz unvermutet; in der Mariazeller Schatzkammer ist es schon einmal gewesen, da werden es die Ötscherzwerge sicher markiert haben, auf daß sie es wieder finden können bei der nächsten »großen Hitze«!

Wo ist der Dr. Tuzzi, der sich aufmacht, das Meer zurückzuholen, das für die Urbanität unserer Stadt so notwendig ist? Wir brauchen das Meer. Venedig tät' auch blöd ausschauen ohne Meer. Das Meer befreit Venedig von allem Unwesentlichen, das nicht zur Stadt gehört. Es bedingt die Konzentration auf das wesentlich Urbane, hebt es hervor, überhöht es, macht es sichtbar durch klare Linien, gibt Konturen. Es entsteht das Bild einer Stadt, das Einmalige einer Stadt, bewohnt, belebt; durch das Wasser hervorgehoben, getrennt und gleichzeitig verbunden; Isolation und Kommunikation in einem, je nach Belieben. Die Stadt wird zum Gesamtkunstwerk, fast zwangsläufig; es muß nichts verändert, vorgetauscht werden; Illusion einer Stadt wird Wirklichkeit. Das Meer macht die urbane Existenz des Menschen möglich, weil es die Stadt existieren läßt. Niemand kommt auf die Idee, die Rialtobrücke abzureißen oder die Piazza S. Marco 5 oder 6 Meter aufzuschütten, wie sie's in Wien mit der Otto Wagner-Brücke über das Wiental vorhaben und mit dem Karlsplatz schon gemacht haben. Vom Praterstern ganz zu schweigen...

Nicht nur Böhmen liegt am Meer

Das Meer hat nicht unbedingt mit Wasser zu tun, es sei denn, es handelt sich um Meerwasser; aber davon ist ja nicht die Rede. Auch Böhmen liegt am Meer und nicht am Wasser. »Bohemia. A desert Country near the Sea« heißt es in der Regieanweisung im 3. Akt, 3. Szene des »Wintermärchens« von William Shakespeare; »Thou art perfect, then, our ship hath touched upon the deserts of Bohemia« sagt Antigonos zum Steuermann. Oder in der Tieck-Schlegelschen Übersetzung etwas zweifelnder: »Bist du gewiß, daß unser Schiff gelandet an Böhmens Wüsteneien?«. »Böhmen — eine wüste Gegend am Meer«: Hier sind Meer und Land offensichtlich noch nicht in ein Nahverhältnis getreten; die Entwicklungschancen zur Zivilisation sind also noch da. Noch könnten mediterrane Heiterkeit und Leichtigkeit bei uns ein-

ziehen, Großzügigkeit, Gelassenheit und Temperament, Stil und Phantasie, Verspieltheit und Maskerade. Das Barockland Österreich hätte alle Chancen für die Bewältigung der Zukunft, würde es nur erkennen, daß Barock mehr nur als ein Stil für Paläste, Klöster und Dorfkirchen ist, denn »das Wesen der Barocke« — nach Egon Friedell — »ist, kurz gesagt, die Alleinherrschaft des rechnenden, analysierenden, organisierenden Verstandes, der das aber nicht wahrhaben will und sich daher in tausend abenteuerliche Masken und künstliche Verkleidungen flüchtet; die klare, sichtende, überschauende Intelligenz, die sich, des trockenen Tones satt, einen wilden Formen- und Farbenrausch antrinkt; Rationalismus, der sich als bunteste, vielfältigste Sinnlichkeit kostümiert«.

Wenn wir den grauslichen Realitäten der pseudo-Stadt schon nicht entfliehen können, laßt uns sie mit der Kraft der Imagination ad absurdum führen: Die Geographie des 9. Bezirkes muß neu geschrieben werden. Wenn schon »Berggasse«, dann mit allen Konsequenzen: Ich rufe zur Gründung des Bergsteiger-Clubs »Berggasse« auf. Mitglieder können alle werden, die nicht im Steirergwandl sonntags durch die Kärntnerstraße gehen und die sich verpflichten, das Ansehen des Bezirkes als gebirgigste (falls es dieses Wort überhaupt gibt) Gegend Wiens zu ehren. Steil aufragende Abhänge gilt es auf gesicherten Steigen und Stiegen zu überwinden: Thurnstiege, (Alpen)Veins-Stiege, Himmelpfort(sic!)Stiege (vgl. dazu den gleichnamigen Aufstieg auf den Schafberggipfel!), Strudlhofstiege (Schwierigkeitsgrad IV: das gleichnamige Werk Heimito von Doderers Ungleichgesinnten zu erklären). In der »Berggasse« muß auch eine Bergbahn installiert werden. Wenn schon San Francisco, obwohl am Meer auf mehr als sieben Hügeln gelegen, seiner Bestimmung als Meeresbergmetropole entraten und die Cable Cars nicht mehr haben will, würden sich doch letztere als Standseilbahn in der »Berggasse« verwenden lassen (Mittelstation: Wasagasse). Ich träume davon, als Pensionist dann dort Schaffner sein zu dürfen und — ähnlich dem Oberst Wenzel Danubius Kwapil Edlem von Wasserwehr, der als Triton verkleidet in einem Springbrunnen auf Scoglio Pomo altösterreichische Armeesignale auf einem Muschelhorn blies — in die alten, längst vergessenen Wiener Tramwayrufe meiner Kindheit ausbrechen zu können, die da lauteten: »Komplettt! Rückweats einsteigen! Alles Fahrscheine biddää! Inswageninnere vorrücken! Sondsnochjemandonefascheine! Vorwäärdss! Endschdationalallesaussteigen!«

Hat man die Motorführer jener legendären Tage in Anlehnung an die »Ziegelböhm« umsonst »Gleisböhm« geschimpft? »Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer, Veroneser und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen und die zum weinen sind«.

(Ingeborg Bachmann, Böhmen liegt am Meer) Und so spielen wir die Komödie mit der »Berggasse« weiter, manchmal hoffend, daß sie doch geologisch richtig so heißt und daher in Wirklichkeit nach *Alban* (die eine Straßenseite) und *Armin* (die andere) *Berg* benannt ist.

Das Schicksal Österreichs — ein österreichisches Schicksal

oder: Ein Leben zwischen Sinowatz und der Homöopathie

Von Meinrad Peterlik

Haben Länder Schicksale? Von Büchern weiß man es, denn *habent sua fata libelli*; von Städten kann man es annehmen, seit Alfred Polgar an Hand des Beispiels von Linz (*»an Hand Linzens«* wäre doch zu köstlich gewesen) gezeigt hat, wie »viel die Städte neuerdings herunkommen«. Aber ob Länder Schicksale haben? Österreich sicher nicht, denn es heißt von ihm: AEIOU, Austria erit in orbe ultima — und daher wird das Land seinem Schicksal noch entgehen, auch wenn der Rest der Welt schon untergegangen ist. »Wir haben den Hitler überlebt, wir haben die Russen überlebt, wir werden auch noch den Sinowatz überleben!« So hieß es hoffnungsvoll bei der Demonstration der Gegner der Errichtung eines Flußkraftwerkes nächst Hainburg, die daher wegen der eigenartigen Logik der politischen Lokalberichterstatter mit unerbittlicher Konsequenz als »Hainburggegner« bezeichnet wurden, am Heldenplatz in Wien, der auch immer von denselben Leuten völlig falsch Wiener Heldenplatz genannt wird — wahrscheinlich wegen der berühmten Massenansammlung Wiener Helden im Jahr 1938. Wenn wir den jetzigen Zustand der Republik überleben — dann wird Österreich sein Schicksal erspart bleiben, denn auch nach »Hainburg« muß das Leben weitergehen: Dieser Gedanke ist entsetzlich, diese Hoffnung eine Drohung.

Die Identifikation mit der Res publica

Haben denn die Ereignisse um die Jahreswende nicht aufgezeigt, wenn schon nicht aufgedeckt, welches Leben wir zu leben gezwungen waren und solcherart jetzt weiterleben müßten? Ist uns denn nicht klar geworden, wie schwach die Basis der bürgerlichen Existenz geworden war, oder vielleicht besser gesagt, daß es uns nur möglich war, eine »bürgerliche Existenz« im Materiellen aufzubauen, nicht aber im Geistigen, weil die Existenz des Bürgers ohne ein Minimum an Identifikation mit der Res publica und ihrer Tradition, die über die »Geschichte« der Republik hinausgeht, nicht möglich erscheint. Man könnte nicht allzu vereinfachend auch sagen: ohne Engagement, wobei auch hier die »Gage« zum Aufbau der »bürgerlichen Existenz« so von ganz anderer Art ist als der »Bürger« meint, geht es nicht, was nichts anderes heißt, als ohne Patriotismus geht es nicht. Womit wir bei einem heiklen Punkt angelangt wären.

Ich war am 15. Mai 1985 im Ausland und wurde daher von einem unmittelbaren Erleben der Staatsvertragsfeiern verschont, und doch — gab's keinen Regen, müßte man für uns Austro-Masochisten die Traufe erfinden — wurde auch ich zum Betroffenen in dieser Angelegenheit durch die Schlagzeilen (Überschriften kann man so etwas nicht nennen,

denn dann müßte auch etwas darunter stehen) des weitaus zweitgrößten Massenblattes, das so wie alle anderen eine Selbstbeweihräucherung unseres Landes vollzog. Unseres Landes? Ist das etwa unser Land, in dem es möglich ist, daß jene Zeitung noch im April dieses Jahres dem »größten« Steuerhinterzieher und dem »größten« Versicherungsbetrüger in einer einzigen Nummer jeweils eine große Seite gewidmet hatte? Das ist die gemeinsame Moral der Herausgeber und der politischen Journalisten: ihre Beiträge zum Wörterbuch der Untermen-

sen, für das Zusammenleben, für die vielzitierte »politische Kultur« nutzbar zu machen. Was den Zwangsaufenthalt in einem Staat erträglich macht, ist die Vielfalt der Wahlmöglichkeiten. Die Alternative Tiroler oder Steirer zu sein, Verzeihung, ist keine. Mit anderen Worten: Wer nur seinen Blick auf das heutige Österreich lenkt, wird bald erkennen, daß die Republik für eine Res publica zu klein ist. Mit dem Alpenglühern identifizieren sich nur Fremdenverkehrsexperten ...

Wenn die territoriale Dimension Österreichs, weil geistlos, zur Erzeugung politischer Kultur nicht geeignet ist, so bleibt doch noch die historische. Nun aber scheint die Situation aus-



schen (vgl. Hainburggegner, Wiener Heldenplatz ...). Muß Patriotismus denn zwischen Irrationalität und Dummheit angesiedelt werden? Das wäre die Besiegelung des österreichischen Schicksals ...

Patriotismus wäre aber auch möglich als existentielle Dimension des bürgerlichen Lebens zur Milderung der *conditio humana*. Das Leben in einem Staat wie unserem scheint nur dann sinnvoll — andernfalls wäre es eine Zwangsverpflichtung am Fuße eines größeren Steinhauens (daher rührt die Mißbezeichnung »Alpenrepublik«) —, wenn es gelingt, sich auch geistige Dimensionen, wie z.B. genuine Denkweisen, Verhaltensweisen, Lebenswei-

weglos zu sein: Eine »national«-sozialistische Koalition muß nicht nur als Konsequenz eines zehnjährigen, die Geschichte negierenden politischen Prozesses, für den das Epitheton »Denk« wohl nicht geeignet ist, sondern auch als dessen Potenzierung angesehen werden. Die einen haben aus der Geschichte nicht gelernt, daß die anderen nur dem Nichtlernen aus der Geschichte ihre Existenz verdanken ... Ideologien müssen Geschichte schon deshalb negieren, weil sie sonst mit einem Maßstab ihres politischen Handelns konfrontiert werden könnten. Ihre positivistische Ethik ist dann leicht adaptierbar an die momentanen Umstände: Nach Abschluß der Feiern zum Jahr

1934 kann man die Wiener Polizei einstoßen in Niederösterreich auf Befehl der Gewerkschaft gegen die oppositionellen Bürger einsetzen ...

Der Sieg des Obskurantismus

Wohlmeinende, die glauben, die Regierung habe sich bereits dieser einfachen Lösungsmöglichkeit politischer Probleme begeben, weil sie mittlerweile zur Einsicht gekommen ist, daß »alles so kompliziert« sei, irren, denn bis jetzt besteht nicht ein Anzeichen oder auch nur eine geringe Hoffnung dafür, daß dieser Ausspruch Resultat denkerischer Analyse ist, sondern eher die fatale (sic!) Vermutung, daß er nur intuitives Eingeständnis der Unfähigkeit dazu sein könnte. Ist es nicht überraschend, daß diese Erkenntnis nicht das Resultat einer »Nachdenkphase« ist, sondern sie erst notwendig macht? Ihr Ergebnis wird aber wieder nur sein: »Es ist alles so kompliziert ...« Die Erklärung für diesen Circulus vitiosus liegt darin, daß die Entwicklung der politischen Intelligenz in Österreich immer nur zu dem Niveau fortschreitet, von dem aus es möglich ist zu erkennen, daß die wissenschaftliche Intelligenz des Menschen in einen Entwicklungsprozeß eingetreten ist, der mit ungleich größerer Geschwindigkeit vonstatten geht. Politik und Wissenschaft schließen einander aus. Wenn man sie trotzdem zu vereinen sucht, entsteht ein Produkt mit dem Namen eines Amalgams, nämlich der Politikwissenschaftler Friedhelm F. (würde Otto Steiner schreiben; und außerdem: Nomen est omen.) Wenn man sich das näher anschaut, glaubt man es kaum. Bald wird er dann auch Wissenschaftspolitiker werden, wenn der Kleinen Koalition Opfer gebracht werden müssen. Sollte die Entwicklung an den Universitäten allerdings so weitergehen wie bisher, so wird ihm das Politikmachen dann leicht fallen; wenn er es noch dazu vermeidet, irgendwem die Hand zu geben, wird man annehmen, er habe seine Ausbildung im angelsächsischen Ausland erhalten. Die Lage der Universitäten scheint hoffnungslos zu sein: Nach unermüdlichem Drehen an den Habilitationsmaschinen ist eine Generation von selbst ernannten Scharlatanen nahe daran, das, was sie für »Wissenschaftsbetrieb« halten, zu übernehmen. Daß sie auch erwerben können, was sie von ihren gleichgesinnten Vätern aus der »vorgeseztlichen« Zeit ererbt haben, um es zu besitzen, dafür sorgt schon eine Politik, der jede Wissenschaftsfeindlichkeit nur recht sein kann, um sich zu perpetuieren.

Wissenschaftsfeindlichkeit kann sich auf verschiedene Weisen manifestieren und akzentuieren: Der Bombenanschlag auf ein Institut für Gentechnologie in Deutschland konnte nur von jenen Naiven für einen Protest gegen »Auswüchse« einer Wissenschaft gehalten werden, die noch immer an den Storch glauben und daher Gentechnologie mit »In vitro«-Fertilisierung verwechseln. Doch die Bombenwerfer haben mit letzter Konsequenz erkannt, daß sie die Wissenschaft an ihrer Basis treffen müssen, wenn sie verhindern wollen, daß Aussagen und Ziele ihrer Ideologien durchschaut werden; und weiters, daß sie sich dabei gleich die Sympathie von allen möglichen Schwärmern sichern können, denen man mit Erfolg eingeredet hat, daß außerwissenschaftliche Erkenntnis intersubjektiv überprüfbar und ver-

mittelbar sei und daher auch auf den Menschen angewendet werden könne.

Das ist auch, so scheint es, das Klima in Österreich, in dem die politisch motivierte Wissenschaftsfeindlichkeit gedeihen kann, die z.B. vehement den Einzug der Homöopathie in die Universitäten fordert. Die Vehikel dazu sind unterschiedlich: vom »Wiener Journal« (s. Nr. 51/52, 1984) bis zu allen — nicht nur linken — Studentenfraktionen an den Medizinischen Fakultäten, für die nicht mehr der Inhalt des Studiums, sondern nur das Minimum der dafür aufgewendeten Zeit relevant ist.

Wenn ohnehin »alles so kompliziert ist«, wen wundert es, daß man sich statt »der wissenschaftlichen Berufsausbildung«, die nach dem



Allgemeinen Hochschulstudiengesetz vorgeschrieben ist, so wie in der Politik (s. »Hainburg«) den einfacheren Lösungsmöglichkeiten zuwenden möchte.

Es soll aber die Gefahr nicht unterschätzt werden, daß Erschrecken vor den Entwicklungsmöglichkeiten der Wissenschaft und die Angst, die eigene intellektuelle Leistung könnte nicht ausreichen, um sich auch nur halbwegs in der Komplexität der Dinge zurechtzufinden, zur Versuchung führen kann, die intellektuelle Frustration durch die Beglückung mit der Totalität außerwissenschaftlicher Systeme zu verschönern. Wer weiß, ob's nicht doch wahr ist? Und so lang man die Frage nicht lösen kann, weil man sie nicht lösen will, kann man das, was eine Sünde wider den Geist ist, als nette Schizophrenie ausgeben.

Ist das das österreichische Schicksal Österreichs, daß wir es uns so lange mit Scylla und

Charybdis der politischen und geistigen Situation zu richten versuchen, bis wir endgültig von ihnen verschlungen werden, es aber nicht wahrhaben wollen, weil — AEIOU — auch nicht sein kann, was nicht sein darf?

Austromasochismus — ein neuer Anfang?

Der Obskurantismus in Politik und Wissenschaft könnte in Kürze ein Stadium erreichen, in dem er gerade das auslösen dürfte, zu dessen Verhinderung er angetreten ist, nämlich — so wär's zu hoffen — eine nicht nur durch Widerstand ausgelöste, sondern auch durch ihn potenzierte geistig-schöpferische und vor allem freudvolle Bewegung, die dann kulturelle Leistungen erbringen wird, wie sie nur alle fünfzig oder hundert Jahre möglich sind. Diese Zahlen sind nicht aus der Luft gegriffen. Der Aufbruch in die Moderne, ~~das~~ was wir mit der Chiffre »Wien um 1900« bezeichnen, war den ideengeschichtlichen Analysen zufolge, die auf einem gleichnamigen Symposium der Österreichischen Forschungsgemeinschaft unlängst präsentiert wurden, nur möglich, weil sich einerseits eine »kritische Masse« von Begabungen »zusammengefunden« hatte, zu deren »conditions of excellence« andererseits und paradox (bitte nicht paradoxerweise!) gerade die politische Illiberalität und auch eine beträchtliche Portion Okkultismus in dieser Epoche gehörten.

Fünzig Jahre später bringt die Überwindung der äußeren Zwänge der Nachkriegszeit nicht nur eine Anhäufung von Mittelmäßigkeiten, sondern auch Spitzenleistungen hervor, die in Kunst und Literatur leicht, auf anderen Gebieten vielleicht mit größeren Schwierigkeiten zu dokumentieren sind. Wenn auch die »kritische Masse« dieser Zeit durch einen Generationswechsel zerfallen ist, so lebt doch die persönliche Motivation aus einem zwar frühen, aber doch unmittelbaren Erleben noch in vielen weiter. Angesichts der unkritischen Masse der Zeitgenossen nicht zu resignieren, ist aber eine Verhaltensweise, die, gerade wegen der geschichtlichen Situation unseres Landes, als Facette des »Austromasochismus« bezeichnet werden muß: weil kein anderes Land unseres Kulturkreises aus »territorialer Grenzlosigkeit« (Geographen und Historiker können ja immer nur die Grenzen des »heutigen Österreich« angeben) auf derartig geringe Ausmaße reduziert worden ist, und trotzdem der Anspruch aufrecht erhalten wird, gerade mit den geringen heutigen Ressourcen den historischen Standard der geistigen Großmacht zu erreichen. Im Bewußtsein des Unmöglichen sich den Zwang dazu aufzuerlegen, es auch zu erreichen, wie soll man das anders bezeichnen? Vielleicht liegt darin aber auch die Kraft und die Herausforderung, die wieder zum Aufbau einer »kritischen Masse« von Intelligenz und Begabung führen. Die Zwänge, die es zu überwinden gilt, wurden von der stattgehabten Liberalisierung im Ausmaß ihres Fortschritts selbst aufgebaut: Je mehr »Freiheiten« das Universitätsorganisationsgesetz gebracht hatte, desto größer wurde die Notwendigkeit, die Einhaltung der Freiheit auch zu überwachen. Wer aber bewacht die Wächter? Die Angstzusammenhänge zu durchbrechen und wieder nach Kausalzusammenhängen zu fragen und zu forschen, könnte doch eine reizvolle politische Aufgabe sein ...

Kein Mitleid für Busek!

Von Meinrad Peterlik

Das ist eine Interpretation der Wahl, entstanden aus persönlicher Ein-, Ab- und keinesfalls Wertschätzung verschiedener Haltungen, die zu deren Ergebnis geführt haben oder als ihre Folgen unheilvoll weiterexistieren. Das ist keine Wählerstromanalyse, erstellt mit dem wissenschaftlichen Instrumentarium der Meinungsforscher, und auch keine Beurteilung

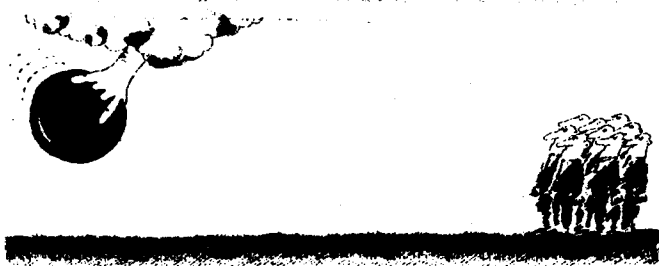
macht als alle etablierten Parteien. Das nenn' ich Politikverdrossenheit, die tausende Studenten nicht abhalten kann, auf die Straße zu gehen und für die Erhaltung von Privilegien zu demonstrieren, die sie der Politik verdanken, die sie angeblich so verdrießt. Verdrossen scheinen manche Leute nur zu sein, wenn man sie daran erinnert, daß Politik intelligenter sein kann,

laubt hätte, nicht auswandern zu wollen: die Hoffnung, daß sich Wien in absehbarer Zeit zur östlichsten Stadt des Westens und zur wesentlichsten Stadt des Ostens entwickeln würde...

Mitleid für jene Geistesriesen, denen an der Erhaltung der Mittelmäßigkeit soviel gelegen war und ist, weil sie ihnen garantiert, daß ihre Leistung, wenn sie gerade über dem Durchschnitt liegt, auch schon Beachtung findet, und ihnen ein sorgenfreies Leben, Ehre und Auszeichnung beschert...

Mitleid auch für die Geistesriesen der zweiten Art, die Erben Bielolawecks, die jetzt ihr Erbe antreten wollen, nachdem sie ausreichend in öffentlichen Erklärungen dokumentiert haben, daß sie nicht nur »schon g'fressen haben, wann sie a Büchel sehen«, sondern auch dann, wenn sie nur von liberaler Politik in Wien hören. Mitleid also für jene Konservativen, die der Dichter so beschreibt: »Der echte Konservative — der geborene, nicht der aus Einsicht! — kann infolge seiner in Glas eingeschlossenen Unwissenheit wohl bei wäh-

renden Vorgängen vernichtet werden; überlebt er jedoch, dann spielt die Weltgeschichte bei ihm keine andere Rolle als der Hase beim Wettrennen mit dem Igel: er ist schon da, er ist immer schon dort, wo die Grundbedingungen des Lebens in ihrer Ordinartät sich wieder herstellen, er hat sich nie darauf eingelassen, solche Bedingungen zu ändern oder abzuschaffen, er glaubte an so etwas nie. Und die Anderen haben sich abgestrampelt. Meist aber exemplifiziert sich zuletzt der Satz: (Heilten Tanten haben recht.« (Heimtu von Doderer: Der Grenzwald) Die ältesten Tanten triumphierten am Fest der Lemuren: Das sind laut Lexikon die Geister der Verstorbenen in der altrömischen Sage, zu deren Versöhnung die Lemuriden um Mitternacht des 9., 11. und 13. Mai gefeiert wurden, aber auch jene Halbaffen, jene geselligen Dämmerungs- und Nachttiere, zu denen u.a. die fuchsköpfigen gemeinen Lemuren oder auch die Fettschwanzlemuren gehören. Erkennt ihr sie wieder, die in Schandenfreude die Versöhnung mit ihrem eigenen Ungeist feiern? Da gilt nur eines: kein Mitleid für Erhard Busek und seine Politik und auch nicht mit allen, die sich »abgestrampelt« haben! Jetzt erst recht nicht!



Gerhard A. Mayerhofer

nach Sinn, Art und Urteilsvermögen derer, die zu anderer Zeit nicht einmal an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von »sensationalen Erfolgen« sprachen. Meine Interpretation ist daher nicht richtig, wohl aber ist sie wahr; sie ist nicht unbestimmt in Schwankungsbreiten der Meinungsforscher und breiten Schwankungen der Meinung, sondern ganz einfach genau — nicht zuletzt deswegen, weil sie Polemik ist, die es sich nicht leisten kann, ungenau zu sein, weil sie treffen will. Jede Ähnlichkeit ist daher nur Zufall, weil sie nicht beabsichtigt war, und Anspielungen nur Spielereien sind, wenn es gilt, die Dinge beim Namen zu nennen. Nur Zufall kann daher vielleicht manchem das irrige Gefühl vermitteln, er sei gar nicht gemeint.

Das ist eine Wahlinterpretation, die nicht im Sinn der Leitartikelschreiber nach Verlierern, sondern nur nach Leidtragenden sucht, nicht nach Siegern, sondern nur nach Schuldtragenden.

Kein Mitleid für Busek und seine Politik, denn die, die Mitleid empfinden, sind selbst die Leidtragenden, weil die Schuldtragenden in ihrer Indolenz (sic!) unfähig sind, selbst Leid zu verspüren, sodaß sie auf unser Mitleid angewiesen sind. Wie sagt man in Wien: Wenn Dummheit weh täte, müßten manche Leute' dauernd schreien...

Mitleid daher für die politikverdrossene junge Generation, die in ihrer Politikverdrossenheit schlechtere, weil gesinnungslose Politik

als es ihren dumpfen Vorstellungen entspricht. Denn Politik, die den Grund zur Verdrossenheit raubt, kann daher grundsätzlich nicht wählbar sein. Die Chance der Nachgeborenen zu ergreifen, bleibt den Nachgeburten versagt...

Mitleid auch für jene Art von Politikverdrossenen, die nicht wissen, ob sie dies sind, weil die Politiker lügen oder die Wahrheit sagen: Nenn einmal einer die sogenannten Freiheitlichen bei ihrem wahren Namen, dann sind die lieben Zeitgenossen verdrossen, weil sie Ehrlichkeit nicht erwartet haben... Mitleid für die vielzitierten mobilen Wählerschichten, die ausgerechnet am Wahltag nicht mobil genug waren, um ins Wahllokal zu gehen und ihre Mobilität, von der sie ja aus der Zeitung gewußt haben müßten, zu dokumentieren. Mitleid aber auch mit der Partei, die die Nichtwähler hat, die sie verdient...

Mitleid mit jenen »Bürgern« der »Metropole«, die nur einen Operettenbürgermeister wollen und zum Drüberstreuen den täglichen Bericht in der Zeitung, daß eh alles in Ordnung ist, und die sich gern in der Meinung bestärken lassen, daß Mist nicht zum Himmel stinkt, weil die Mistverbrennungsanlage abgebrannt ist...

Mitleid mit jenen, denen Mittelmäßigkeit eine Alternative zum Auswandern schien, und die nicht kapiert haben, daß sie denen, die aus anderen Städten nicht auswandern dürfen, eine Hoffnung genommen haben, die es ihnen er-

HOLIDAY ON ICE

13.-31. JÄNNER 1988
WIENER STADTHALLE

Das Ende der Ringstraße

oder

Politik als Kunst des Unwägbaren

Von Meinrad Peterlik

Spätestens seit dem 8. November 1987 wissen wir, was wir vorher mehr als nur erahnt, jedoch nicht wahrhaben wollten: Es naht das Ende der Ringstraße. Beide Behauptungen bedürfen der Erklärung, wobei es allerdings genügt, die zweite zu erläutern, um die erste verständlich zu machen. Ich schreibe also — wie immer, werden manche sagen — nur eine »halbe Sache« und bilde mir ein — wie immer — dadurch eine ganze zu bewältigen. Das Ende der Ringstraße — ein Widerspruch in sich? Nein, nur ein scheinbarer, denn: Es wissen zwar nur wenige Leute, unter ihnen aufmerksame Leser des »Wiener Journals« (siehe zum Beispiel Nummer 36 aus 1983), daß zum Beispiel die Berggasse in Wien ihren Namen zu Unrecht führt, doch lernt in Wien schon jedes Kind, daß der »Ring« keiner ist, weil er durch den Kai unterbrochen wird. Das bedeutet aber, daß das Ende der Ringstraße kein Widerspruch in sich, sondern aus sich ist, kein scheinbarer sondern höchstens ein anscheinender, weil es auch kein realer sein kann, da es ja in Wirklichkeit — durch den Kai — zwei Enden

der Ringstraße gibt, von denen jeweils das andere aber der Anfang der Ringstraße ist, sodas der Ring zwar zwei Anfänge, aber kein Ende hat, was er per definitionem auch nicht haben kann.

Das Ende der Ringstraße kann daher nur durch Gewalt kommen, die dumpf, engstirnig, im Untergrund schleichend, dauernd wirkend ihre Wirksamkeit in scheinbaren Kleinigkeiten, irreversiblen Winzigkeiten manifestiert — als Anfang vom Ende. Gewalt, gegen die man sich nicht zur Wehr setzen kann, heißt in Österreich nicht Vergewaltigung, sondern viel einfacher, ganz einfach und zwanglos nur Verwaltung. Der Ring bekam also, um ihm beizukommen, eine »Endstelle« verordnet. Nun wird die Sache in zweierlei Hinsicht kompliziert: denn: Was ist, erstens, eine Endstelle im allgemeinen, und zweitens, kann der Ring eine solche im besonderen haben? Die Antwort auf die erste Frage ist leicht zu geben, denn eine Endstelle ist keine, sondern mit diesem Ausdruck wird im Jahr 1988 (das ist fünfzig Jahre später) im

mer noch im vielfach gepflogenen und daher ungepflegten Deutsch der öffentlichen Fernsprecher, Zuseher, Fußgeher und Ascher sowie in der Sprache all derer, die demnächst von einem Miststier als Müller reden werden, die Endstation einer Tramwaylinie bezeichnet. Damit würde sich die Antwort auf die zweite Frage erübrigen, denn wenn eine Endstelle im allgemeinen nicht existiert, kann sie der Ring auch im besonderen nicht aufweisen, ganz abgesehen davon, daß der Ring, weil ohne Ende, im allgemeinen auch keine Endstelle haben sollte. Doch dem ist in der Tat nicht so, da seit einiger Zeit manche Straßenbahnzüge vor dem ehemaligen Kriegs-, Handels- und Gesundheitsministerium eine Zeitlang stehen bleiben — länger jedenfalls, als es für das Aus- und Zustiegen, das hierstadts »auch rückwärts« zu erfolgen hat (ja, Wien ist anders!), erforderlich wäre. Der Motorführer legt die ihm zustehende Endstellenpause ein, für die er auch die ihm zustehende Endstellenzulage bekommt, die vor allem deswegen gerechtfertigt ist, weil ohne »Endstelle« die Fahrzeit der Tramwaygarnitur

ANZEIGE

Life-Style 1987. Fessel + GfK-Institut.

Die Österreicher(innen) sind „Typen“. Wir meinen es nicht umgangssprachlich, sondern im statistischen Sinn. Wir haben eine repräsentative Stichprobe von 3.000 Personen zu Freizeit und Urlaub, Wohnen, Arbeit, Geldgebarung, Medienkonsum, Politik und Gesellschaft, Werthaltungen, Vorstellungen vom eigenen Ich, Aussehen und Körperpflege, Kleidung, Einkauf und Ernährung, Kosmetik und Hygiene, Auto u. v. a. mehr befragt. Die Details sind — je nach Betrachtungspunkt — faszinierend, lustig, ökonomisch verwertbar, überraschend, trivial, werbungsrelevant, unverzichtbar für die Analyse des Alltagslebens der Österreicher.

Wir sehen, daß es nicht nur einen Kampf ums Geld, sondern auch um die (Frei-)Zeit der Österreicher gibt; daß nur 22 Prozent der Wiener »nie« zum

Heurigen gehen; wie beliebt einzelne Musikgattungen sind; daß 41 Prozent sich jedes Jahr ein neues Urlaubsziel suchen (und nur teilweise erst recht wieder am alten Ort landen); daß 42 Prozent viel über ihre Wohnungsgestaltung nachdenken (und gern mehr Geld ausgeben würden, um sie durchzuführen); daß es 78 Prozent bedrückt, falls sie keine finanziellen Rücklagen haben; daß sich fast 60 Prozent als »sparsam« bezeichnen; daß nur 16 Prozent ihr Beruf wenig Freude macht; daß sich 68 Prozent oft auf den Fernsehabend freuen; daß 10 Prozent der »Persönlichkeits- und Bildungs-orientierten« (Typ 9) zumindest gelegentlich das »Wiener Journal« lesen; daß sich 9 Prozent für Kultur und 23 Prozent für Kochrezepte in Zeitungen »sehr interessieren«; daß die Umweltbedrohung von einer großen Bevölkerungsmehrheit sehr ernstgenommen

wird; daß man (45 Prozent) in der industriellen Weiterentwicklung die Chance zur Lösung der wirtschaftlichen und ökologischen Probleme sieht; daß Leistungs-niveau an den Schulen bzw. dessen Entwicklung (nur) von einem Drittel skeptisch beurteilt wird; daß sich 83 Prozent der Österreicher(innen) als »pflichtbewußt«, 9 Prozent als »traurig«, 60 Prozent als »zärtlich«, 44 Prozent als »welt-offen«, 70 Prozent als »häuslich« und 11 Prozent als »sexy« einstufen (die Selbstbild-Zielgruppen zählen zum farbigsten Bestand der Studie und können in Verbindung mit Konsumdaten auch Aufschluß geben: Wer sieht sich wie?).

Die Daten (2 Tabellenbände mit mehr als 1.300 Seiten) sind zu »Typologien« verdichtet. 10 Konsumtypen und 6 Wertetypen wurden erstellt und zu allen Einzelfragen in Beziehung ge-

setzt. Die Studie schließt somit an die 1986 erstellte Analyse »Alternative Werthaltungsmuster und Konsum-einstellungen« an und geht über sie hinaus. Sie ist bedeutsam für Markenartikler, Verlage, Werbefachleute, Marktforscher und alle Menschen, die einen umfassenden Blick (de facto werden es viele Blicke sein müssen) auf die österreichische Konsum-Gesellschaft und deren Werthaltungen tun wollen.

Spezielle Zählungen aus der Studie sind möglich. Die Kosten des Ankaufs der Analyse betragen S 48.000,— (+ MWSt.). Bei Interesse schicken wir gerne Studienbeschreibung und Fragenprogramm zu.

Anfragen an: Dr. Rudolf Bretschneider, Fessel+GfK-Institut, Franz Josefs-Kai 47, 1010 Wien, Tel. 534 96.

F+G — »Wir forschen gerne«.

kürzer wäre und die Langsamfahrlage deswegen zu Unrecht kassiert worden wäre. Ordnung muß sein! Mit der Schaffung einer »Endstelle« am Ring sind »endlich klare Verhältnisse« geschaffen worden, damit man sich auskennt und weiß, wonach man sich richten soll. Es war ohnehin schon schwer, sich zu orientieren — besonders am Ring. Gotik, Klassik, Renaissance! Der Selbstmord des Architekten war für den Bürger wohl nur deswegen ein Ärgernis, weil er sein Werk nicht mit in

Fenster!!! — Wien wird wieder Weltstadt! Besonders, wenn man daneben noch ein Hotel bauen. Noch ein »Hilton«, denn das eine ist eh schon so scheußlich, da kann das zweite nur auf die Ringstraße passen. Irgendwie paßt's schon zusammen mit den Autosalons. Aber der Christkindlmarkt mit den Langos und Unterhosen, der paßt gar nicht dazu! Das Zweite Hilton wird, so haben sie es plakatiert, ein Abbild — oder besser dreidimensional ausgedrückt: ein Abbau — des Ersten Mar-

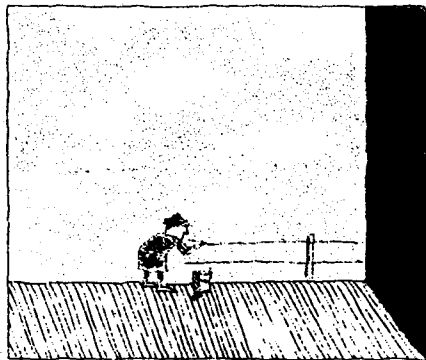
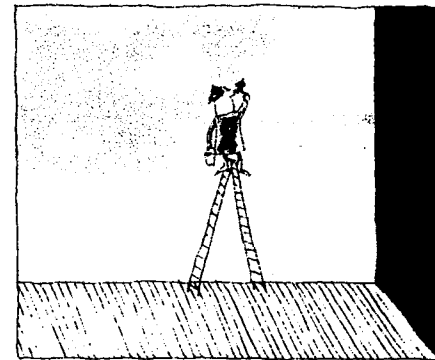
wie der Vorgang, der damit bezeichnet wird, genannt: Wir erleben also Architektur als Verbrechen der Politik und Politik als Architektur des Verbrechens.

Da nützt die Verschleierung durch die Verschönerungsvereinsarchitektur Hundertwassers nichts, die als solche, weil es ihrer bedarf, auch nur Symptom des Häßlichen ist. Das Verbrechen besteht in der Implementierung der Hoffnungslosigkeit, deren Ausdruck und Vollzug die Architektur geworden ist und die aus der Allgegenwart der Großen Koalition aus gewählter und nichtwählender Ignoranz hervorgebracht wird.

Das Verbrechen besteht in der zerstörerischen und zerstörenden Irreversibilität der politischen Handlungen und die Hoffnungslosigkeit in der Zwangsläufigkeit, mit der diese ausgelöst werden: Der Koalition aus Meinungslosen und Meinungsmachern gerät alles nur zur Diskussion um die Quellensteuer...

Die Hoffnungslosigkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß wir die Große Koalition, die wir brauchen, nicht haben, und die, die wir haben, nicht brauchen: Der sich ob unserer Zwangsbelgung selig preisende Verein von Experten und Ideologen ist ein Beispiel für Gegensätze, die einander nicht mehr anziehen können, weil sie als echte Antipoden einander in ihren Fußpunkten berühren — stehen sie doch beide auf dem Boden pervertierter Wissenschaft, deren eine Seite sich als pseudowissenschaftliche Privatoffenbarung und deren andere sich als privatwissenschaftliche Pseudooffenbarung darstellt.

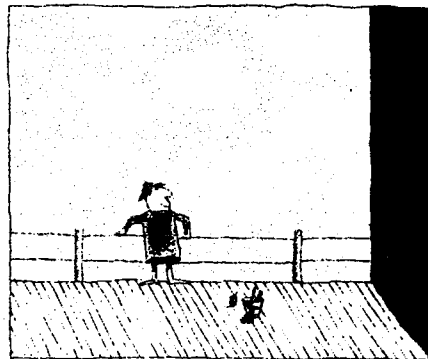
Mit dem Akzeptieren der scheinbaren Unent rinnbarkeit aus der Logik des gesellschaftlichen Zwanges (»Hainburg muß gebaut werden, um die Arbeitslosigkeit nicht noch weiter ansteigen zu lassen«) und des sogenannten



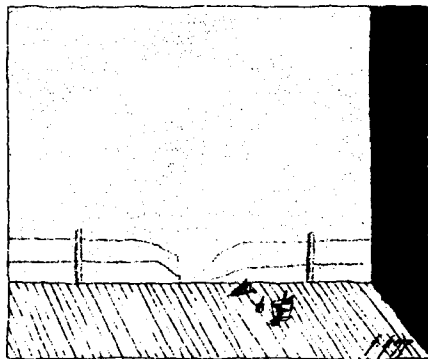
den Tod genommen hat. So bleibt die Frage nach dem Stil bestehen: Gotik? Klassik? Renaissance? Schön? Na ja, eigentlich schon — aber warum? Kitsch? Kann man nicht sagen. Warum nicht? Einzeln besehen — alles graulich! Alles zusammen — wunderbar! Das gibt's aber nicht, da müssen S' Ihre Ansichten schon ändern! Schau'n Sie, schau'n Sie 's von der andern Seit'n an, na net von rückwärts, einzeln miass'n S' es anschau'n! Ah so! Ja, einzeln betrachtet, ist alles schön! Zum Beispiel das »Marriott«! Natürlich — wie schön! Nix natürlich, das is' Kunst, sag ich Ihnen! Ja, es hat nämlich sogar einen Wasserfall! Der is' jedenfalls gut für den Fremdenverkehr! Und erst die Polizeidirektion — die hat sogar

riott, wobei schon jetzt der Hoffnung Ausdruck verliehen werden sollte, daß der Abbau, das heißt der Abbruch beider Etablissements nicht solange auf sich warten lassen sollte wie der des sogenannten Haas-Hauses.

Einen Ringstraßenstil hat es bis jetzt nicht gegeben, weil jedes prominente und nicht so prominente Gebäude zwar nicht hervorragte, doch immerhin hervorragend ist, weil es seinen eigenen, wenn auch geborgten, so doch immerhin Stil besitzt. Jetzt scheint man ihn endgültig ge-



Gerhard Gepp



Aus Herbert Eisenreichs Bemerkungen zur Thematik seines Romans »Die abgelegte Zeit«:
»Ist der Mensch überhaupt geschaffen, um zu siegen? Wird nicht gerade das, was im reinsten Sinne als menschlich gilt, immer besiegt werden? Hierzu die Deutung, die Turgenjew von dem Don Quixote gibt, der von der Sauherde niedergedrampelt wird!«



612 Seiten, geb. S 348,-

EDITION ATELIER

funden zu haben, den Ringstraßenstil, der in seiner Uniformität auch schon das Ende markiert, sonst hätte man die letzten Baulücken nicht so stilgerecht schließen können.

Ohne Stil hat sich die Ringstraße als Symbiose des Unverwechselbaren, des Singulären präsentiert. Sie hat keinen Stil gehabt, sondern Charakter, der sich — ein Paradoxon — aus charakterloser, weil »neugriechischer oder »neogotischer Architektur geformt hat. Die Erfindung des Ringstraßenstils hat uns endgültig reif für den Ostblock gemacht. Ist denn noch niemandem aufgefallen, daß österreichische Firmen die gleichen Hotels wie auf der Ringstraße seit geraumer Zeit in Ungarn und seit neuester in Polen bauen dürfen? »Ostblockisierung« hat Jörg Mauthe dieses Phänomen mit einem Ausdruck, der so häßlich ist

Sachzwanges (»Hainburg muß gebaut werden, weil sonst der Strombedarf nicht gedeckt werden kann«) hat die Politik den Irrweg zum Ende der Zweiten Republik beschrritten. Wo derartiger politischer Zwang herrscht, degeneriert Demokratie vom Lebensprinzip zum Formalismus. Worüber kann denn noch abgestimmt werden, wenn die Erfüllung des Kollektivvertrags der Straßenbahner und der Zwangsvorstellungen des Fremdenverkehrs das Ende der Ringstraße manifestieren: Hier ist kein Platz mehr für andere politische Kategorien, die die politische Kultur ausmachen, deren Verlust alle beklagen, die sie nie gekannt haben: Schönheit und Charakter, Ethos und Professionalität, Charisma und Tradition, Phantasie und Rationalität, Liberalität und Toleranz.

Ohrer Bitte um Teilnahme an der Beantwortung der Umfrage »Was ist aus den Ideen der Achtundsechziger geworden?« komme ich sehr gerne nach, weil mir dadurch Gelegenheit geboten wird, meine Meinung zu einem Thema, das mich im Grunde gar nicht interessiert, mit der gebotenen objektiven Unverbindlichkeit ideengeschichtlicher Abhandlungen und gleichzeitig mit der unerbittlichen Konsequenz persönlicher Wahrnehmung zu äußern – und dabei auch noch die Freiheit in Anspruch zu nehmen, Karl Kraus in seinem Ausspruch »Es muß wahr sein, denn er hat es ja selbst gesagt« absichtlich mißverstehend zu widerlegen.

Das Thema der Befragung ist deswegen so uninteressant, weil es gar nicht interessant sein kann; denn wen kann schon interessieren, was aus einem nichtexistenten Etwas geworden ist. Von Ideen kann man füglich annehmen, daß sie geboren werden, sich entwickeln, geschichtsmächtig werden, tradiert werden und langsam wieder aus dem politischen Bewußtsein verschwinden, daß sie also neben einer »ontogenetischen« auch eine Art »phylogenetischer« Entwicklung durchmachen. Trifft das aber auch in unserem Falle zu?

Wenn man an die Ereignisse des Jahres 1968 in Europa zurückdenkt, so kann man fast dreißig Jahre später mit Berechtigung feststellen, daß durch sie die geschichtliche Entwicklung Europas aus Gründen der Unterdrückung aller nur möglichen Alternativen in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt wurde: Geschichtswirksamkeit einer großen Idee – oder doch nicht eher, so paradox das auch erscheinen mag, Geschichtswirksamkeit der großen Ideenlosigkeit. Ich neige der zweiten Interpretationsmöglichkeit zu.

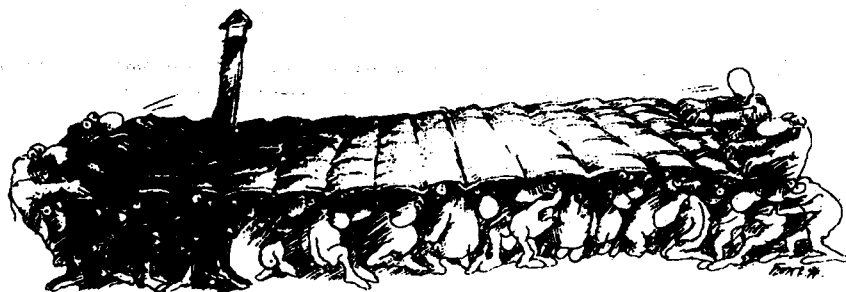
Was steckte denn hinter der Breschnew-Doktrin, die den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei im Jahr 1968 ermöglichte und rechtfertigte: von Idee keine Spur – höchstens ein ideologisch begründetes Formalprinzip zur Durchsetzung von nicht legitimierbaren Herrschaftsansprüchen.

Um auf das Thema der Umfrage zurückzukommen: Was ist denn aus der Breschnew-Doktrin geworden? Nicht aus der einen – nein, aus der ein, zwei, hundert, tausenden »westlichen« Pendanten des Jahres 1968?

Etwa aus »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« – als Beispiel für die vielen individualisierten, auf und aus persönlichen Egoismen maßgeschneiderten Breschnew-Doktrinen, die als Artikulation eines ideologisch verbrämten Unbehagens den Primat von ver-

Ein Brief über die Geschichtswirksamkeit der großen Ideenlosigkeit

Der Triumph des Formalprinzips



Gaveta

meintlichen Gruppeninteressen statuierten? Der Triumph des Formalprinzips bildete die Grundlage für die Geschichtswirksamkeit der Ideenlosigkeit.

Eine Umfrage wie diese könnte Anlaß sein, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum das sogenannte Achtundsechzigerjahr in Österreich nicht stattgefunden hat, und wir trotzdem an den Spätfolgen leiden.

Ein wichtiger Gegenstand der Demokratiediskussion in Österreich nach 1945 – vor dem Hintergrund einer nur rudimentären, aus den Jahren 1918 – 1933 herübergeretteten Demokratietradition – betraf den Widerstreit der Auffassung von Demokratie als Spielregel (nach dem Muster »Demokratie der Weg, Sozialismus das Ziel« – es fanden sich spiegelbildliche Ansichten, allerdings weniger »griffig« formuliert, auch in der anderen Reichshälfte) mit der Auffassung von Demokratie als Lebenswelt, wobei gerade in der spezifischen gesellschafts- und geopolitischen Situation in Österreich, d.h. im Übergang aus dem Erleben der nationalsozialistischen Diktatur in die unmittelbare »nachbarschaftliche« Berührung mit der formal-volksdemokratischen Gewaltherrschaft des Kommunismus, ein Ausschlag in die Richtung der inhaltlichen Akzeptanz der Demokratie für Österreichs Zukunft von entscheidender Bedeutung war.

Die Bundesrepublik Deutschland konnte sich zu dieser Zeit den Luxus einer stabilitätsgefährdenden Auseinandersetzung um den Ersatz der repräsentativen durch die unkon-

trolliert plebiszitäre Demokratie leisten, weil man den Osten politisch abgeschrieben hatte und in einer gesicherten Welt lebte.

Für Österreich war es von besonderer Tragik, daß die ÖVP-Regierung der Jahre 1966-1970 aus Angst vor der eigenen Courage und unter der Belastung »konservativer« Traditionen die zu einer umfassenden Demokratisierung des Landes notwendigen Reformen nicht einleitete und daher »grandios« scheitern mußte. Im Ideenvakuum der endlosen langen Kreisky-Jahre konnten dann die »Achtundsechziger«-Prinzipien als demokratiepolitische Importware wirksam werden – besonders deutlich im Universitätsbereich, dem das Universitätsorganisationsgesetz 1975 eine »ständestaatliche« Legitimation verantwortungsfreier Entscheidungsmechanismen bescherte. Wer fragt, was aus den Ideen der Achtundsechziger geworden ist, sollte sich nur die Kritik an der als undemokratisch empfundenen – ohnehin zur bescheidenen – Reduktion der nur aus sich legitimierten Gruppeninteressen im Zuge der Neugestaltung der Universitäten durch das UOG 1993 anhören.

Fazit: Die Ideen der Achtundsechziger hat es nie gegeben. Nur ihre Nachfahren und das, was diese dafür halten, die gibt es noch – aber deswegen braucht man doch nicht gleich eine Umfrage zu machen!

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Meinrad Peterlik